

DER FELS

Papst Franziskus:
Der Aufbruch geht vom
Abendmahlsaal aus!

195

Bischof Rudolf Voderholzer:
Gehen! Nicht sitzenbleiben!

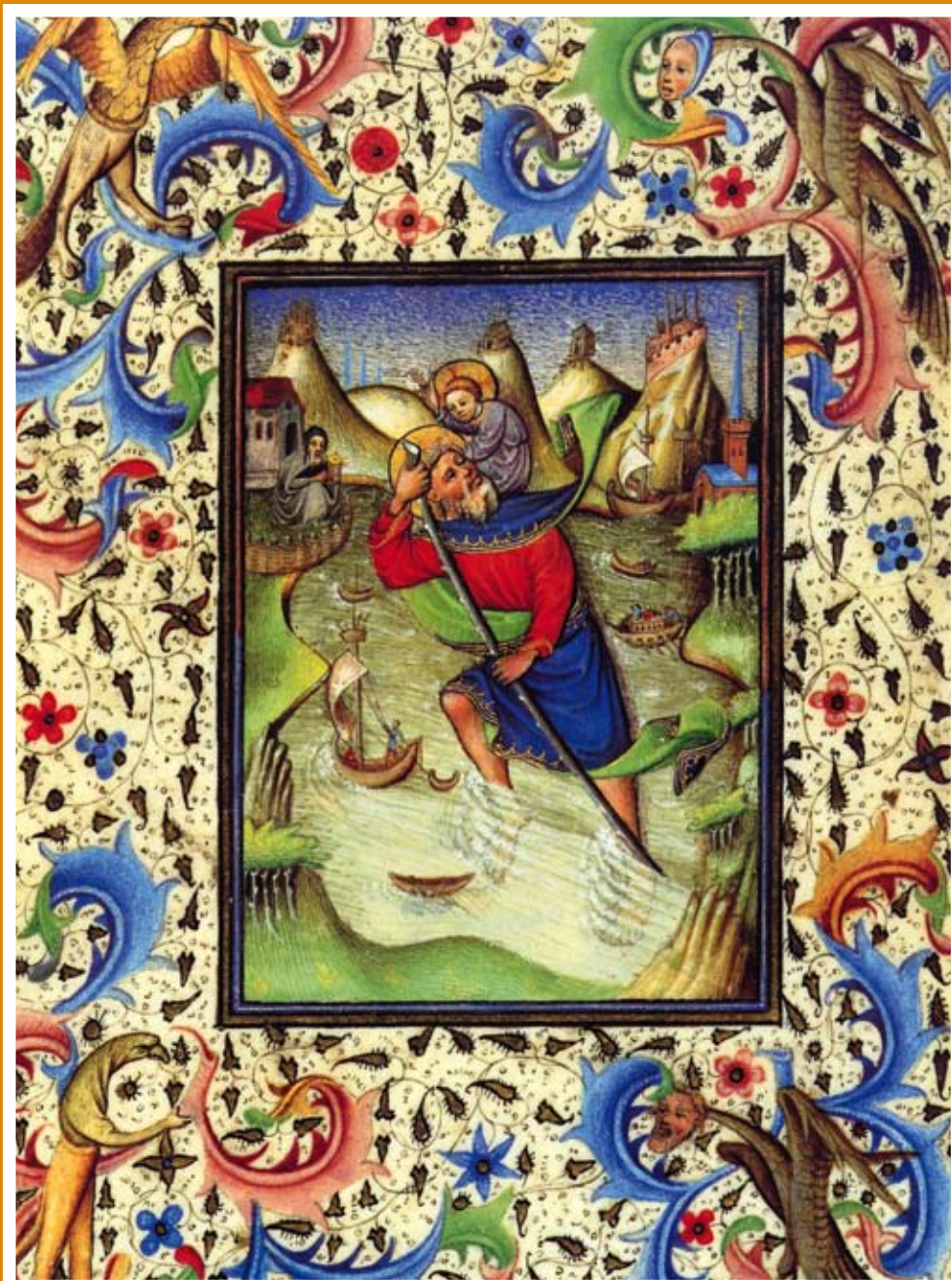
197

Prof. Dr. Konrad Löw:
Hochgelobt und vogelfrei

209

Katholisches Wort in die Zeit

45. Jahr Juli 2014



INHALT

Papst Franziskus:

Der Aufbruch geht vom
Abendmahlsaal aus! 195

Bischof Rudolf Voderholzer:

Gehen! Nicht sitzenbleiben! 197

Heinz Froitzheim:

Wir wollten unseren Bischof sehen 199

Dom Wilhelm van Lier:

Neues Leben blüht aus den Ruinen ... 202

Dr. Alois Eppler:

Die Hungrigen speisen 205

Raymund Fobes:

Glaubensimpulse in Einsiedeln 206

Dr. Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche
Regina Protmann 208

Prof. Dr. Konrad Löw:

Hochgelobt und vogelfrei 209

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Gender – Die zweite Kulturrevolution .. 212

bonifatius.tv 213

Jürgen Liminski:

Lähmender Schuldkomplex 214

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Warum wollen zu Mitbürgern gewordene
Zuwanderer eine zweite
Staatsbürgerschaft? 217

Auf dem Prüfstand 219

Zeit im Spektrum 221

Veranstaltungen 223

Impressum „Der Fels“ Juli 2014 Seite 223
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Hl. Christopherus
Erläuterung siehe Seite 223

Fotonachweise: 195, 200, 205, 208 wikimedia,
gemeinfrei; 197 Presse Katholikentag; 198 vitaje-
su.wordpress; 199 Archiv; 202-204 Gräfinthal; 203
(oben) reise400 204 Mario Liesè 207 (links) Markus
Carlioni; (mitte, rechts) Raymund Fobes; 213 Pfr. Win-
kel 214, 215, 218 J. Liminski; 217 R. Gindert

Quelle und Bild S. 224: Siegfried Seifert im Martyro-
logium „Zeugen für Christus“ | Seite 158- 160

Liebe Leser,

am 24. Mai wurde Stefan Oster im Passauer Dom zum Bischof geweiht. Er erinnert mit seiner Jugendlichkeit, Spontantität und seiner Sportlichkeit an den jungen Don Bosco, dessen Gemeinschaft er angehört. Stefan Oster war, wie selten ein Bischof vor ihm, selbst von kritischen Medien mit Sympathie vorgestellt worden. Der neue Bischof ist nicht nur Nachfolger von Bischof Schraml. Er gilt bei den Katholiken der Diözese Passau und darüber hinaus als Hoffnungsträger.

Wenn Hoffnungsträger gesucht werden, hängt das mit der besonderen Situation der Kirche in Deutschland zusammen. Sie ist in einer Krise, wie das vor kurzem Bischof Algermissen von Fulda festgestellt hat.

Die Wahl von Stefan Oster zum Bischof zeigt, dass die Katholische Kirche in Deutschland noch über Personalreserven verfügt. Es geht darum, sie zu finden. Auch Stefan Oster war vor seiner Ernennung zum Bischof nur einem kleinen Kreis bekannt. Neben Stefan Oster können wir an weitere Bischofsernennungen der letzten Zeit denken, z.B. an die des neuen Bischofs von Regensburg. Die Katholische Kirche in Deutschland hat zudem herausragende Personen, die ihren Dienst in der Universalkirche in Rom verrichten, wie der Präfekt der Glaubenskongregation, Gerhard Ludwig Kardinal Müller oder der Sekretär des Papstes, Erzbischof Georg Gänswein.

In den neuen Passauer Bischof werden große und, je nach eigenem Standort, unterschiedliche Erwartungen hineinprojiziert. Entscheidend ist aber, wie der neue Bischof dem Auftrag

gerecht wird, der sich an einen Bischof richtet. Wie sieht dieser Auftrag aus? Das Zweite Vatikanische Konzil und der Katechismus der Katholischen Kirche beschreiben diese Aufgaben: „Als Stellvertreter Christi hat jeder das Hirtenamt über die ihm anvertraute Teilkirche inne. Gleichzeitig aber obliegt ihm die Sorge für die Teilkirchen (Ziff 1560). Mit den Priestern, ihren Mitarbeitern, haben die Bischöfe als erste Aufgabe die frohe Botschaft zu verkünden, wie der Herr befohlen hat“ (Ziff 888). Das Konzil betont, dass dies immer in Einheit mit dem Papst geschehen muss.

Damit Bischöfe nicht von der Last der Aufgaben erdrückt werden, insbesondere wenn sie notwendige Reformen einleiten, und voraussehbar auf Widerstand innerhalb und außerhalb der Kirche stoßen, brauchen sie die loyale und tatkräftige Mithilfe der gläubigen Katholiken, die in der Bedrängnis ihre Stimme erheben, in Talkrunden, in Leserbriefen und überall dort, wo Meinung entsteht.

Bischöfe haben zudem das nötig, um was Papst Franziskus am 11. Mai, dem Welttag für die Priesterberufungen, die Gläubigen gebeten hat: „Euch bitte ich darum, uns dabei zu helfen, gute Hirten zu sein.“ Papst Franziskus erläuterte, was er meinte, mit einem Bild, das der Kirchenvater Caesarius von Arles aus den ersten Jahrhunderten der Kirche benutzt. Dann sagt der Papst: „Ich bitte euch darum, den Hirten lästig zu sein, sie und alle Hirten zu stören, damit wir euch die Milch der Gnade, der Lehre und der Führung geben können. Stört!“ Greifen wir das Wort des Papstes auf!



Mit den besten Wünschen
aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

Der Aufbruch geht vom Abendmahlsaal aus!

Predigt am 26. Mai 2014 in Jerusalem

Es ist ein großes Geschenk, das der Herr uns macht, uns hier im Abendmahlsaal zu versammeln, um Eucharistie zu feiern. Während ich euch in brüderlicher Freude begrüße, möchte ich ein herzliches Wort an die Patriarchen der katholischen Ostkirchen richten, die in diesen Tagen an meiner Pilgerschaft teilgenommen haben. Ich möchte ihnen danken für ihre bedeutungsvolle Präsenz, die mir besonders kostbar ist, und versichere, dass sie einen speziellen Platz in meinem Herzen und in meinem Gebet haben. Hier, wo Jesus mit den Aposteln das Letzte Abendmahl einnahm, wo er, auferstanden, in ihrer Mitte erschien, wo der Heilige Geist mit Macht auf Maria und die Jünger herabkam, hier ist die Kirche geboren, und sie ist im Aufbruch geboren. Von hier ist sie ausgegangen, das gebrochene Brot in den Händen, die Wunden Jesu vor Augen und den Geist der Liebe im Herzen.

Vom Vater gesandt, übertrug der auferstandene Jesus im Abendmahlsaal den Aposteln seinen eigenen Geist, und mit seiner Kraft sandte er sie aus, das Antlitz der Erde zu erneuern (vgl. Ps 104,30).

Hinausgehen, aufbrechen heißt nicht vergessen. Die Kirche im Aufbruch bewahrt das Gedächtnis dessen, was hier geschehen ist; der Heilige Geist erinnert sie an jedes Wort, an jede Geste und offenbart deren Sinn.

Der Abendmahlsaal erinnert uns an den Dienst, an die Fußwaschung, die Jesus vorgenommen hat, als Beispiel für seine Jünger. Einander die Füße waschen bedeutet einander annehmen, akzeptieren, lieben, einander dienen. Das heißt, dem Armen, dem Kranken, dem Ausgeschlossenen zu dienen, dem, der mir unsympathisch ist, dem, der mit lästig fällt.

Der Abendmahlsaal erinnert uns mit der Eucharistie an das Opfer. In

jeder Eucharistiefeier bringt Jesus sich für uns dem Vater dar, damit auch wir uns mit ihm verbinden können, indem wir Gott unser Leben, unsere Arbeit, unsere Freuden und unsere Leiden darbringen ..., alles als ein Opfer im Geiste darbringen.

Und der Abendmahlsaal erinnert uns auch an die Freundschaft. »Ich nenne euch nicht mehr Knechte«, sagte Jesus zu den Zwölf, »... vielmehr habe ich euch Freunde genannt« (Joh 15,15). Der Herr macht uns zu seinen Freunden, er weihet uns in den Willen des Vaters ein und schenkt uns sich selbst. Das ist die schönste Erfahrung des Christen und in besonderer Weise des Priesters: Freund Jesu, des Herrn, zu werden und im Herzen zu entdecken, dass Er Freund ist.

Der Abendmahlsaal erinnert uns an den Abschied des Meisters und an die Verheißung, wieder mit seinen Freunden zusammenzukommen: »Wenn ich gegangen bin ... komme



ich wieder und werde euch zu mir holen, damit auch ihr dort seid, wo ich bin« (Joh 14,3). Jesus trennt sich nicht von uns, er verlässt uns nie, er geht uns voran in das Haus des Vaters, und dorthin will er uns mitnehmen.

Aber der Abendmahlssaal erinnert uns auch an die Kleinlichkeit, an die Neugier – „Wer ist der Verräter?“ – an den Verrat. Und jeder von uns, nicht immer nur die anderen, kann diese Verhaltensweisen annehmen, wenn wir selbstgefällig auf den Bruder schauen, ihn verurteilen; wenn wir mit unseren Sünden Jesus verraten.

Der Abendmahlssaal erinnert uns an das Miteinander-Teilen, an die Brüderlichkeit, an die Harmonie, an den Frieden unter uns. Wieviel Liebe, wieviel Gutes ist aus dem Abend-

mahlssaal hervorgegangen! Wieviel Nächstenliebe ist von hier ausgegangen, wie ein Fluss aus der Quelle, der anfangs ein Bach ist und dann anschwillt und groß wird ... Alle Heiligen haben hier aus dieser Quelle geschöpft; der große Strom der Heiligkeit der Kirche nimmt immer von hier aus seinen Anfang, immer neu, vom Herzen Jesu, von der Eucharistie, von seinem Heiligen Geist her.

Schließlich erinnert uns der Abendmahlssaal an die Geburt der neuen Familie, der Kirche, unserer heiligen Mutter Kirche, die hierarchisch ist und vom auferstandenen Jesus gegründet wurde. Eine Familie, die eine Mutter hat, die Jungfrau Maria. Die christlichen Familien gehören zu dieser großen Familie,

und in ihr finden sie Licht und Kraft, um durch die Mühen und Prüfungen des Lebens hindurch voranzugehen und sich zu erneuern. In diese große Familie sind alle Kinder Gottes aus allen Völkern und Sprachen eingeladen – alle Geschwister und Kinder des einen Vaters im Himmel.

Das ist der Horizont des Abendmahlssaals: der Horizont des Auferstandenen und der Kirche.

Von hier geht die Kirche im Aufbruch aus, belebt vom Lebenshauch des Geistes. Indem sie zusammen mit der Mutter Jesu im Gebet verharrt, lebt sie immer wieder in der Erwartung einer erneuten Ausgießung des Heiligen Geistes: Dein Geist, o Herr, komme herab und erneuere das Antlitz der Erde (vgl. Ps 104,30)! □

Botschaft von Papst Franziskus zum 99. Katholikentag in Regensburg

Meinem verehrten Bruder
Rudolf Voderholzer
Bischof von Regensburg

In herzlicher Verbundenheit grüße ich Dich und alle Mitbrüder im Bischofsamt, die Priester, Diakone und Laien, die aus Anlass des 99. Katholikentags vom 28. Mai bis 1. Juni aus allen Teilen Deutschlands, wie auch aus Tschechien, Österreich und anderen Ländern in die altherwürdige »Brückenstadt« Regensburg gekommen sind. Unter dem Leitwort »Mit Christus Brücken bauen« wollt Ihr an diesen Tagen miteinander feiern, voneinander lernen und füreinander beten. So werdet Ihr mit Hilfe des Katholikentags als Brückenbauer in Kirche und Gesellschaft für unseren Glauben Zeugnis ablegen.

Wir Christen haben den beständigen Auftrag, Brücken der Beziehung zu errichten, einen Dialog um die Fragen des Lebens mit den anderen zu führen und dabei vor allem die Sorgen der Ränder – seien es die der Gesellschaft, seien es die der Religion oder der menschlichen Beziehungen – nicht außer Acht zu lassen. Christus ist der Grund, auf dem wir den Bau beginnen; denn er ist es, der die trennende Wand zwischen den Menschen und zwischen Gott und den Menschen niedergelassen hat (vgl. Eph 2,14). Durch sei-

nen Tod am Kreuz und seine Auferstehung baut er für uns die Brücke zum Leben. In seiner Himmelfahrt wird er der Brückenbauer zwischen Gott und den Menschen, zur Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit. In Taufe und Firmung beruft er uns als Brückenbauer in seine Nachfolge.

Die Geschichte lehrt uns, dass der Dialog kein leichtes Unterfangen ist. Gerade hundert Jahre ist es her, dass im Negativen zum Ausdruck kam, wie Menschen Brücken abgerissen und sich dem Dialog verweigert haben. Es brach der furchtbare Erste Weltkrieg aus. Viele weitere schreckliche Kriege und Auseinandersetzungen folgten – insgesamt ein blutiges Jahrhundert. In den Herzen wuchsen die Mauern des Misstrauens, der Wut und des Hasses gegenüber anderen. Auf eine solche Weise isoliert sich der Mensch in seinem Groll. Es werden Mauern aufgerichtet, zuerst in den Herzen und dann zwischen den Häusern.

Wie schwer wird dann die Versöhnung. Ihr habt damit in Eurem Land eine bittere Erfahrung gemacht – mit der Berliner Mauer. Wieviel Leid, wieviel Trennung hat diese Mauer hervorgebracht! Aber dann sind Menschen in Kirchen zusammengekommen, um für den Frieden zu beten. Und sie sind aus der Kraft des Gebets hinausgegangen in ihre Stadt, Woche für Woche. Mit ihnen haben sich immer mehr

Menschen vereint. Und schließlich ist die Berliner Mauer gefallen – in diesem Jahr feiern wir das 25-jährige Jubiläum dieses Ereignisses. Da zeigt sich die Sendung der Christen: Beten und dann hinausgehen und anderen die Gute Nachricht bringen, nach der sich die Menschen zutiefst sehnen.

Mit Christus Brücken bauen heißt vor allem zu beten. Das Gebet ist keine Einbahnstraße. Es ist ein echter Dialog. Christus antwortet und hilft uns. Es ist nötig, aufmerksam zu sein, weil Jesus manchmal ganz leise spricht. Er spricht zu uns durch das Evangelium und durch unsere Begegnungen mit unseren Mitmenschen. Wichtig ist es, wachsam zu sein und oft im Evangelium zu lesen. Vertraut euch dem Herrn und seiner gütigen Leitung an!

Auf dem Katholikentag gebt Ihr ein Zeichen für echten Dialog: Dialog mit Christus wie auch untereinander. So werdet ihr wahre Zeugen und tüchtige Mitarbeiter Christi beim »Brückenbau« für den Frieden und das ewige Heil. In diesem Sinne erteile ich allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Katholikentags in Regensburg von Herzen den Apostolischen Segen.

*Aus dem Vatikan, am 23. Mai 2014
FRANCISCUS PP.*

Gehen! Nicht sitzenbleiben!

Der Regensburger Bischof ermutigt zum Glaubenszeugnis im Alltag

Worte zum Abschied, sagt man nicht so einfach dahin! Letzte Worte sind immer wie eine Art Testament. Sie klingen nach. Sie sind besonders wertvoll und wichtig. „Geht zu allen Völkern!“, liebe Kinder, liebe Jugendliche und Erwachsene Schwestern und Brüder im Herrn, hier in unserem „Freiluftdom“ von Regensburg und überall dort, wo Sie über Rundfunk, Fernsehen oder Internet mit uns feiern, und „... seid gewiss, ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt!“ – Das sind die letzten Worte, wie sie uns der Evangelist Matthäus von Jesus überliefert.

Was Jesus seinen Jüngern vor 2000 Jahren bei seinem Abschied ans Herz legt, soll auch heute unsere Herzen bewegen. Was meint Jesus, wenn er seine Jünger und damit die Christen aller Zeiten auffordert: „Geht!“? ‚Gehen‘ heißt: ‚Nicht sitzen bleiben‘, allzu viele innerkirchliche „Sitzungen“ halten oder sich einsperren, auch nicht nur gebannt in die Luft starren, sondern gehen. Aufbruch ist angesagt!

Die Jünger haben die Weisung ihres Herrn befolgt. Gestärkt durch den Pfingstgeist *sind* sie gegangen. Schon nach wenigen Generationen war die Botschaft von Tod und Auferstehung Jesu an den Grenzen der damals bekannten Welt angelangt.

Die Jünger *sind* aufgebrochen. Mit einem erfüllten Herzen haben sie Gottes Wort ausgesät, und der Herr ließ vielfache Frucht wachsen. Viele der Jünger in den ersten Jahrhunderten, aber auch bis herein in unsere Gegenwart, haben für die Botschaft Jesu und den Glauben an ihn sogar ihr Leben hingegeben. So verbreitete sich das Evangelium, und schon im vierten Jahrhundert erreichte es – durch Soldaten und Kaufleute, durch Laien also – auch die von den

Römern gegründete Stadt Castra Regina, die Ratisbona, Regensburg, die Stadt, in der wir den 99. Deutschen Katholikentag begehen dürfen.

Dass das Evangelium von so kleinen Anfängen in Jerusalem her die Enden der Erde erreicht hat und heute Christen in Asien, Australien, Amerika, Afrika und in Europa ihren Glauben leben und das Wort Gottes verkünden, ist für mich allein schon ein überzeugender Hinweis, dass diese Botschaft echt ist und ich ihr glauben darf. Schulen, Krankenhäuser, Klöster, herrliche Kirchen, verschiedenste sozial-caritative Einrichtungen sind Früchte dieses Glaubens.

Geht, geht zu allen! Sagt der Herr auch heute und zu jedem von uns. Der Katholikentag bringt uns in Erinnerung: „Du bist gesandt, Du hast eine Mission, Du bist beauftragt, den Glauben zu verkündigen ...!“ das gilt nicht nur für die Bischöfe, Priester und Diakone und die hauptamtlich Bestellten. Schon die Taufe und die Firmung befähigen und beauftragen

jeden Christen: Geht, geht zu allen. Jesus, der Brückenbauer, braucht auch Dich und mich. Baut mit ihm an der Brücke zwischen Gott und den Menschen und der Menschen untereinander.

Der Katholikentag als Fest, bei dem die besondere Sendung aller Laienchristen in den Blick rückt, will uns darüber hinaus die vielen Richtungen aufzeigen, in die es heißen kann: Geht, geht zu allen.

Geht zu den Kranken, zu den Gemobbten, zu allen, die auf irgendeine Weise an den Rand gedrängt sind. Lasst sie erfahren, dass sie nicht alleine sind, sondern dass ihnen ganz besonders die Liebe Christi gilt.

Geht zu den Flüchtlingen und Heimatlosen. Reicht ihnen die Hand und tragt Sorge, dass sich über dieser menschlichen Brücke auch Wege in eine menschwürdige Zukunft auf-tun.





Mit Christus Brücken bauen

Geht in die Schulen. Tragt dazu bei, dass der Religionsunterricht dazu beiträgt, dass unser Glaube lebendig bleibt; aber unterstützt den Religionsunterricht auch von den anderen Fächern her. Schlagt untereinander die Brücken, dass klar wird: Religion ist nicht eine Sonderwelt, sondern die Antwort auf die Fragen nach dem Sinn des Lebens!

Geht in die Hochschulen und Universitäten! Glaube und Vernunft sind keine Gegensätze, sondern sie brauchen einander! Helft mit, Gräben zwischen Naturwissenschaft und Glauben, zwischen Philosophie und Theologie, zu überwinden. Sorgt für die „Entfesselung der Vernunft“ als eine erste Brücke zwischen Mensch und Gott.

Geht in die Redaktionsstuben der Zeitungen und in die Funkhäuser und dorthin, wo über so viele unterschiedliche Kanäle Informationen verbreitet und Meinungen gemacht werden. Helft mit, dass die Medien sich der Wahrheit verpflichtet wissen, ihr Ethos nicht dem wirtschaftlichen Druck opfern und ihre Funktion als Brücke zum Guten hin ausfüllen.

Der Münchner Publizist Fritz Michael Gerlich, der vor 80 Jahren für seine Überzeugung zu einem der ersten Märtyrer im Widerstand gegen

den Nationalsozialismus wurde, ist für mich in diesem Zusammenhang ein großes Vorbild.

Geht in die politischen Parteien! Gerade die jungen Christen möchte ich ermutigen, sich ernsthaft die Frage zu stellen, ob das nicht ihre Berufung ist. Wir brauchen junge Menschen, die fest im Glauben verwurzelt, beruflich kompetent und mit einem starken Rückgrat sich einbringen, Verantwortung übernehmen und mit bauen an einer menschlichen Gesellschaft.

Geht in die wirtschaftswissenschaftlichen Fakultäten und in die Wirtschaft und Industrie, dass phantasiereich Wege gefunden werden, wie die Kluft zwischen arm und reich zumindest gemildert werden kann, Grenzen zwischen den Völkern allmählich überflüssig werden, Mauern den Brücken weichen können.

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Vor 25 Jahren fiel der Eiserne Vorhang, der mehrere Jahrzehnte lang

Europa in zwei Hälften trennte. Diese friedliche Umwälzung war nicht zuletzt vom Wirken und Beten vieler Christen vorbereitet, die die politische Bedeutung ihres Glaubens umgesetzt haben und zu Brückenbauern geworden sind. Mit großer Dankbarkeit schauen wir auf den heiligen Papst Johannes Paul II. Auch ihm ist es zu verdanken, dass der völkerverbindende Brückenschlag zwischen Bayern und Böhmen wieder möglich wurde. Mitten im Herzen Europas ist das gelungen, in unserer Nachbarschaft. So grüße ich an dieser Stelle ganz besonders und ausdrücklich meinen Mitbruder aus Pilsen Bischof Frantisek und alle Schwestern und Brüder aus unseren benachbarten tschechischen Bistümern. Freuen wir uns darüber und feiern wir dankbar, dass tragfähige Brücken unsere Freundschaft möglich gemacht haben.

Diese Erfahrung ermutige uns auch, dem Auftrag Jesu in den vielen anderen Bereichen zu folgen, der uns zuzuft: Geht, geht zu allen Völkern.

Amen.

*Die Aussendung der Apostel. –
Gemälde von Duccio di Buoninsegna
(1255-1319)*

„Die Jünger haben die Weisung ihres Herrn befolgt. Gestärkt durch den Pfingstgeist sind sie gegangen. Schon nach wenigen Generationen war die Botschaft von Tod und Auferstehung Jesu an die Grenzen der damals bekannten Welt gelangt.“



Wir wollten unseren Bischof sehen

Erinnerungen an Erlebnisse im Jahr 1942

Vom wem der Plan ausging, weiß ich nicht; ich war der jüngste in unserer Gemeinschaft, und wir Jüngeren wurden an der Planung und Beratung mancher Unternehmungen noch nicht beteiligt. Aber ich war sofort zur Teilnahme bereit, als es hieß: Wir fahren nach Neuß, wenn dort Josef Frings, der neue Erzbischof von Köln, im Quirinuskloster seiner Heimatstadt sein erstes Pontifikalamt feiert. Diese Feier muss an einem Samstag oder Sonntag Ende Juni oder Anfang Juli des Kriegsjahres 1942 stattgefunden haben, eben kurz nach der Bischofsweihe im Hohen Dom zu Köln am 21. Juni; ihr genaues Datum habe ich mir nicht gemerkt.

Wir fuhren damals also unser zehn oder zwölf aus der Pfarrei St. Antonius mit der Straßenbahnlinie 17 von Düsseldorf über den Rhein nach Neuß und nahmen an der Feier teil. Von dem Amt selber und der Predigt darin ist mir nichts in Erinnerung geblieben, wohl aber weiß ich noch sehr genau, was danach geschah, oder besser: was wir dann taten.

Wir traten nicht sofort den Heimweg an, sondern blieben auf dem Münsterplatz. Ebendies taten auch andere junge Männer. Offenbar war dies vorher so abgesprochen, ohne dass ich als „junger Spund“ davon wusste oder wissen sollte, und so fand sich schließlich, nachdem die anderen Gottesdienstbesucher sich verlaufen hatten, eine erkleckliche Anzahl junger Männer auf dem Platz. Vielleicht waren auch noch andere hinzugekommen, die nicht an dem Amt teilgenommen hatten. Waren es zweihundert? Oder dreihundert? Oder noch mehr? Ich habe sie damals weder gezählt noch geschätzt; meine Aufmerksamkeit galt dem überhaupt nicht; jedenfalls empfand ich sie als eine große Menge junger Leute.

Es herrschte eine heitere Stimmung unter den Anwesenden, denn viele kannten sich längst von anderen Treffen, freuten sich über das Wiedersehen und gingen mit munterem He und Hallo aufeinander zu. Aber auch zwischen jenen, die sich noch nicht persönlich kannten, gab es kein Fremdeln. Wir sahen sofort, ob einer „zu uns gehörte“, und das nicht an bestimmten Abzeichen oder Einzelheiten, sondern an seiner ganzen Art, ja sofort an seinem Gesicht.¹ Die sich noch nicht kannten, fanden sofort Kontakt; es gab da nicht die vorsichtige Distanz und Verslossenheit, die sonst angebracht war; wir konnten in dieser Gemeinschaft entspannt und gelöst sein.

Die meisten der jungen Männer waren wohl um die 18 Jahre alt und standen kurz vor ihrer Einberufung



Erzbischof Josef Frings (1887-1978) kurz nach seiner Bischofsweihe am 21. Juni 1942 im Hohen Dom zu Köln

zur Wehrmacht. Die wenigen Älteren waren wohl „uk“ gestellt oder nicht „kv“.² Sie alle hatten die katholischen Jugendgemeinschaften noch vor deren endgültigem Verbot durch die NS-Machthaber erlebt und sich dann hartnäckig den Werbungen und Nötigungen widersetzt, der Hitlerjugend beizutreten. Das Leben ihrer Gemeinschaft hatten sie heimlich weitergeführt, und dabei hatten auch mein älterer Bruder und ich zu ihnen gefunden.

Viele von ihnen zeigten sich nun auch in einer gewissen einheitlichen Kleidung, mit der die verbotenen Jugendgemeinschaften damals dem Verbot einheitlicher Kleidung und geschlossenen Auftretens in der Öffentlichkeit trotzten, nämlich in einem weißen Hemd über dunklen Hosen. Das erreichten sie, indem sie einfach Jackett oder Windbluse auszogen, über den Arm legten oder um die Hüften banden.

Es herrschte also, wie gesagt, eine heitere Stimmung unter diesen jungen Leuten, wie immer, wenn sie zusammentrafen. Die Versammlung konzentrierte sich nach dem Begrüßungs-Hallo nun ohne vernehmbare Anweisungen auf ein bestimmtes Haus in dem Gebäudekreis um das Münster. Die unauffälligen Leiter oder Organisatoren des Geschehens wussten oder vermuteten wohl in diesem Haus den neuen Erzbischof. Das konnte ich den Worten des Sprechchors entnehmen, der in den vorderen Reihen nun angestimmt wurde und den sofort alle Versammelten aufnahmen, so dass er recht laut und weithin vernehmbar wurde:

„Wir wollen unseren Bischof sehen!“
„Wir wollen unseren Bischof sehen!“
„Wir wollen unseren Bischof sehen!“

Der Chor klang nicht so aggressivfordernd, wie es der Wortlaut zu denken nahelegt und es dem Leser heute scheinen mag, sondern freundlich und heiter, vielleicht auch etwas schalkhaft. Aber auch mit freundlichem Ton entsprach es weder den Gebräuchen in der Kirche noch der Erziehung, die wohl alle Rufer in ihrem Elternhaus genossen hatten, einem Verlangen in dieser Weise Ausdruck zu verleihen, noch dazu gegenüber einem Bischof, und grob zu sagen „Wir wollen ...“. Aber was die jungen Leute so und nicht anders rufen ließ, hatte seinen bestimmten Grund, und den erkannte damals jeder halbwegs wache Zeitgenosse ohne weitere Erklärung. Auch mir war sofort klar: Die rufen nach dem Bischof genau so, wie viele Österreicher nach Adolf Hitler geschrien hatten, als der im März 1938 – wie es damals hieß – „seine geliebte Heimat ins Reich heimholte“. Im Rundfunk war es übertragen worden, und dann hatte es auch die „Wochenschau“ in den Kinos gezeigt, wie Hitler nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Dritte Reich feierlich in das Land und dessen Hauptstadt Wien einzog. Mir, dem damals Zehnjährigen, hatte sich unvergesslich eingepägt, wie die Massen auf dem Heldenplatz immer wieder skandierten:

„Ein Volk, ein Reich,
ein Führer!“

Und wie sie dann auch immer wieder nach dem Erscheinen, nach der Epiphanie dieses Führers riefen:

„Wir wollen unseren
Führer sehen!“

„Wir wollen unseren
Führer sehen!“

Die Hitler-Gläubigen hatten nach ihrem „Führer“ gerufen, und nun riefen meine älteren Freunde in gleicher Weise nach ihrem Bischof. In gleicher Weise, nur eben, dass es bei ihnen „Bischof“ statt „Führer“ hieß. Nur eben? Nur eben ein Wort mit sechs oder sieben Buchstaben war ausgewechselt, und schon war der Ruf eine brisante religiöse und politische Demonstration. Denn vor dem Hintergrund der damaligen Situation bedeutete er nun:

• Für die hier versammelten jungen Leute gibt es außer dem Staatsoberhaupt, dem „Führer“ Adolf Hitler, auch noch andere Autoritäten, andere Führer, die ihnen etwas zu



Das Quirinus-Münster in Neuß am Rhein, erbaut 1209-1230 über den Gebeinen des hl. Märtyrers Quirinus (+ 130 in Rom)

sagen haben, nämlich die Bischöfe als Repräsentanten und Sachwalter Gottes.

• Hitlers Totalanspruch wird durch sie relativiert; Hitler ist für sie nicht absolut.

• Gegen seinen Totalitätsanspruch machen sie geltend: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“ (Mk 12,17) – und für den Fall, dass der Kaiser etwas Gottwidriges will: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“ (Apg 4,19; 5,29).

• Sie treten damit für mehr Religionsfreiheit ein, als die Machthaber zu dulden bereit sind.

• Der Versuch der Machthaber, die Jugend dem christlichen Glauben und der Kirche abspenstig zu machen und sie „geschlossen hinter den Führer“ zu bringen, ist zumindest bei diesen jungen Leuten misslungen.

Das alles steckte in dem Ruf. So sollten ihn die Machthaber verstehen; so wurde er von den Zeitgenossen verstanden, und so verstand auch ich ihn, als ich ihn hörte.

Nach dem ersten dreifachen Ruf machten die Versammelten eine Pause; dann erhoben sie ihre Stimme von neuem, und jetzt rief auch ich mit:

„Wir wollen unseren
Bischof sehen!“

„Wir wollen unseren
Bischof sehen!“

So ging es dann im Rhythmus von Rufen und Pausieren eine Zeit lang weiter. Aber der neue Bischof ließ sich nicht sehen. Vielleicht hatte er unser Rufen nicht wahrgenommen; vielleicht war er gar nicht in dem Haus, in dem wir ihn vermuteten; vielleicht hatte er Wichtigeres zu tun. Vielleicht auch wollte er unsere Demonstration, wiewohl sie ihn freute, durch sein Erscheinen nicht auch noch unterstreichen und die Machthaber damit unnötig provozieren. Wie dem auch gewesen sein mag – unserer heiteren Stimmung tat das keinen Abbruch. Auf das Sehen kam es uns im Grunde ja auch nicht an. Wir wollten gegenüber den glaubensfeindlichen totalitären Machthabern unseren Glauben und unsere Verbundenheit mit der Kirche, mit dem Bischof bezeugen, und das war geschehen

Der Bischof ließ sich nicht sehen, wohl aber einige berittene Polizisten am Rande des Münsterplatzes. Sie trugen zu unserer weiteren Erheiterung bei. Wenn es ihr Auftrag war, die „Zusammenrottung“ aufzulösen: das war nicht mehr nötig, denn die löste sich schon selber friedlich auf, und wir alle traten fröhlich unseren Heimweg an.³

Über den Heimweg weiß ich nicht mehr viel, aber es muss wohl so gewesen sein, dass wir zu Fuß heimgin-

gen, denn das weiß ich sicher: am Rand unserer Heimatstadt, irgendwo in Bilk oder Hamm, kehrten wir entgegen einer unserer ungeschriebenen Regeln miteinander in eine kleine Wirtschaft ein, um noch ein wenig beisammen zu sein und das Erlebnis ausklingen zu lassen. Es war auch die Frage, ob wir uns noch einmal wiedersehen würden. Fast allen stand die Einberufung zur Wehrmacht bevor und baldiger Fronteinsatz. Da war

Todesbereitschaft gefordert. Heute will mir scheinen, diese Bereitschaft habe den heiteren Freimut bei der Demonstration mitgeprägt.

Und es will mir manchmal auch scheinen, das Verlangen, den Bischof zu sehen, meinte auch aus einem anderen Grunde kaum, den Bischof optisch vor Augen zu bekommen, sondern vielmehr, ihn unerschrocken seines Amtes als Bischof walten zu sehen, entsprechend der Epipha-

nie des Herrn und Meisters, in dessen Sendung die Bischöfe stehen. Aber vielleicht wird damit ein Verlangen, das wir heute haben, in die damalige Zeit projiziert, – ein Verlangen von heute nach etwas Notwendigem für heute, dem Papst Johannes Paul II. einmal Ausdruck gab, als er die Schweizer Bischöfe zu ihrem besonderen Dienst an den Gläubigen mahnte: „Führt, damit sie nicht verführt werden!“ □

Nachtrag vom Frühjahr 2014

Als ich das oben Erzählte 1942 erlebte und auch als ich viele Jahre später, im Jahr 2004, die Erinnerung daran niederschrieb, wusste ich noch nicht, was sich alles eine Woche vor unserem Besuch in Neuß bei der Bischofsweihe von Josef Frings in Köln ereignet hatte. Was damals in Neuß geschah, war nur ein kleines Nachspiel der Ereignisse in Köln.

Im Jahr 1942 war es nicht einfach, von den Ereignissen in Köln zu erfahren, denn die Machthaber hatten den Medien jede Berichterstattung über die Bischofsweihe in Köln verboten. Warum aber wurde auch später kaum etwas davon einer größeren Öffentlichkeit bekannt? Diese Bischofsweihe war ja doch ein großes öffentliches Glaubensfest, und insbesondere war es ein Glaubensfest mit der Jugend. Und dieses Fest mit der Jugend wurde in den Wochen danach bei der Rundreise des neuen Bischofs durch seine Diözese in überfüllten Kirchen und Versammlungsräumen fortgesetzt.

Inzwischen hat der Kölner Weihbischof em. Klaus Dick im EWTN-Fernsehen und bei anderen Gelegenheiten aus eigenem Erleben darüber berichtet. Seine Worte lassen die

Bedeutung für heute erkennen: Da hätten die jungen Leute „die Kirche als großartige Gemeinschaft erlebt“. Sie hätten erkannt: „Das ist jetzt unser von Gott gesetzter Hirte!“. Und sie seien vor der Meinung bewahrt geblieben, „man könne Christus und Kirche trennen“. Nach der Weihe seien sie vor das Bischofshaus gezogen und hätten gerufen. „Wir wollen unseren Bischof sehen!“

Der gefeierte neue Bischof hat später in seinen Erinnerungen „Für die Menschen bestellt“ auch selber von den Ereignissen bei und nach seiner Weihe erzählt.⁴ Ausführlich beschreibt sie Norbert Trippen in seiner zweibändigen Frings-Biographie.⁵

Die Geheime Staatspolizei (Gestapo) war immer dabei und hat über alles an das Reichssicherheitshauptamt (RSHA) in Berlin berichtet.⁶ Norbert Trippen hat die Berichte beim Hauptstaatsarchiv in Düsseldorf ausgegraben und in seine Frings-Biographie eingebaut.

All das verdiente es, besser bekannt zu werden. Es wäre wohl auch ein interessanter Stoff für die heutigen Medien.

Die Gestapo hat, wie vermutet, auch die „Bischofs-Primiz“ in Neuß

observiert, an der wir teilgenommen haben. Über unsere anschließende Demonstration heißt es in ihrem Bericht:

„Nach Beendigung des Pontifikalamtes wurde Erzbischof Dr. Josef Frings wieder in feierlichem Zug zum Pfarrhaus geleitet (...) Nachdem die Geistlichkeit mit dem Erzbischof das Pfarrhaus betreten hatte, wurden aus der Menge vor dem Pfarrhaus Kinderstimmen laut, welche riefen: »Wir wollen unseren Bischof sehen.« Nachdem dieser Ruf einige Male wiederholt worden war, kam ein Geistlicher und gab mit der Hand ein Zeichen, aus dem zu verstehen war, dass die Menge sich entfernen, bzw. zerstreuen möchte (...).“

Dazu darf ich bemerken: Von dem Geistlichen, der das Handzeichen gab, konnte ich in den hinteren Reihen nichts sehen. „Kinderstimmen“? Kinder habe ich weder gesehen noch gehört. Wenn „Kinder“ hier in einem sehr weiten Sinne verstanden werden soll, dann waren es lauter Kinderstimmen weit nach dem Stimmbruch. Vermutlich wollte der Gestapo-Informant mit dem Reden von „Kindern“ den Vorgang aus irgendeinem Grund herunterspielen.

H.Fr.

¹ „Nun sind Gesichter unsre Fahnen“, schrieb Georg Thurmair in einem Gedicht, als die NS-Machthaber den katholischen Jugendgemeinschaften das öffentliche Auftreten in einheitlicher Kleidung, mit Fahnen, Musikinstrumenten und anderen äußeren Zeichen der Gemeinschaft verboten hatten. „Gesichter unsre Fahnen“ – das war nicht nur ein frommer Wunsch, sondern ein Faktum, das auch von Polizisten bestätigt wurde,

die damals gegen sogenannte „bündische Umtriebe“ vorgehen mussten: „Die Euren kennt man sofort am Gesicht von den anderen heraus.“

² „uk“: unabkömmlich, weil in „kriegswichtigen Betrieben“ beschäftigt / nicht „kv“: nicht kriegsverwendungsfähig wegen körperlicher oder geistiger Mängel.

³ Vielleicht finden sich Angaben dazu in den Akten der Gestapo; sie hat ja doch die Kirche und deren Jugend eifrig be-

spitzelt. Vielleicht findet sich dazu auch etwas in einer Chronik der Quirinus-Pfarrei in Neuß.

⁴ Josef Kardinal Frings, Für die Menschen bestellt – Erinnerungen des Alterzbischofs von Köln; Köln 1973, S. 20 ff

⁵ Norbert Trippen, Josef Kardinal Frings (1887-1978); Bd. I Paderborn 2003, S. 75 ff

⁶ Aktenzeichen des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf: HStAD-RW 58-3731

Neues Leben blüht aus den Ruinen

Unter dem Dach der Erzabtei von Monte Oliveto

Die Mönche von Gräfinthal, Prior Dom Nicolas de Wolf, Abt em. von Vaals, und seine Mitbrüder haben sich den Benediktinern vom Monte Oliveto angeschlossen.

Der kleine Wallfahrtsort Gräfinthal in der Saarpfalz ist ein religiöses Kleinod aus dem späten Mittelalter, ein Magnet für die ganze Region und darüber hinaus für die Grenzregion des benachbarten Frankreich.

Wer heute den kleinen Weiler mitten in der unverdorbenen Natur erlebt, ist angetan vom Charme der Ruinen und der wenigen schon restaurierten Gebäude aus dem 18. Jhd. Man kann sich kaum vorstellen, dass diese Örtlichkeit einmal einer der größten Marien-Wallfahrtsorte des alten Herzogtums Lothringen gewesen ist.

Gräfinthal als benediktinisches Kloster war seit 1243 von Mönchen

aus der Toscana besetzt; die Ordensniederlassung hat bis zum Ende des 18. Jhdts durchgehalten.

Dass es in unserer Zeit zu einer Wiederbesiedlung der alten Klosterstätte kommen würde, danach sah es lange Zeit eher nicht aus. Der frühere Dekan des Saarpfalz-Dekanates Monsignore Richard Vinzent jedoch blieb der absolute Förderer dieser Idee, die im Laufe der Zeit zum großen Anliegen seines Lebens geworden ist.

Dann war es, 1993, plötzlich so weit. Eine kleine Gruppe von Benediktinern aus Holland und Luxemburg ließ sich im Pfortengebäude des alten Klosters nieder, das dem Abt von Vaals nach dem Tod der Besitzerin, Frau U. Wagner aus Saarbrücken, zugefallen war.

Was tun Benediktiner an einem solchen Ort? Sie tun, wozu sie zu allererst berufen sind: Sie beten.

Das gemeinsame Chorgebet, mehrere Stunden täglich, ist die eigentliche und wichtigste „Arbeit“ dieser Mönche, die als „Kontemplative“ das Gebet als erste Mission und Aufgabe durch die Kirche empfangen haben. Zwar betreuen Mönche auch Pilger und Gäste im Rahmen ihrer Möglichkeiten. Aber zuerst beten sie.

Kontemplative Mönche suchen Gott in der Stille. Das natürliche Ergebnis dieser Suche ist das Gebet. Es ist Charisma, Gabe des Geistes an seine Kirche.

Aber aktiv sind die Mönche auch, in dem Rahmen, in dem sich das mit ihrer besonderen Berufung verträgt. Sie kümmern sich um die Menschen, die an die Pforte klopfen, Besucher, Pilger, Gläubige und Ungläubige, die das Gespräch suchen. Die Betreuung von Pilgern und Glaubensgenossen kennt der hl. Benedikt (+547) bereits in seiner Ordensregel. Bei ihm hat alles seine Ordnung und seine Zeit.





Soll das Miteinander im Alltag gelingen, müssen alle aufeinander Rücksicht nehmen. So ist die Organisation von Marien-Feiern für Pilger seit fast 20 Jahren in Gräfinthal an feste Zeitfenster gebunden. Andererseits stehen jetzt Priester zur pastoralen Begleitung und zur Feier der Sakramente zur Verfügung, da, wo früher niemand war.

Gebet und religiöses Leben suchen sich oft besondere Orte. Ruinenromantik muss da nicht stören. Im Gegenteil: wer sich in ein Ruinenfeld wie Gräfinthal hineinsetzt, um hier zu leben, wird auch das besondere Flair des Ortes empfinden. Er wird natürlich auch die besondere Art von Arbeit zu spüren bekommen, die mit der Rettung von Ruinen verbunden ist.

Es gibt in Gräfinthal kaum noch historisches Mauerwerk, das in den letzten 20 Jahren nicht saniert, restauriert oder auch „neu gebaut“ worden

ist. Sogar ein ganzes Gebäude vom alten Klosterquadrat ist aus den Ruinen heraus neu gestaltet worden, mit öffentlichen Zuschüssen.

Darüber hinaus haben in Klosterbereich und Kirche zweimal mehrjährige archäologische Ausgrabungen durch das saarländische Denkmalamt stattgefunden.

Aber die Kirche ist seitdem akut einsturzgefährdet, entsprechend einem sofortigen Testat des Statikers Dr. Schweer vom Saarländischen Finanzministerium.

Damit ist ein Problem entstanden, das die Mönche ihre Existenz hätte kosten können. Es kam noch hinzu: Sie blieben trotz der Eingriffe des Denkmalamtes ohne jegliche Sicherungs- und Finanzierungshilfen, ganz allein auf weiter Flur.

In dieser Situation ist offensichtlich ihr Vertrauen auf Gott belohnt

worden. Denn eines Tages kam ein junger Bundestagesabgeordneter aus Bexbach/Saar an die Klosterpforte, der dem Priorat eine sehr hohe Geldsumme von Berlin beschaffen sollte, um die Gräfinthaler Kapelle zu retten.

Von Anfang an hat es an Wohltätern für das Kloster nicht gefehlt, meist einfache Leute, aber auch Beamte aus Ministerien, Ämtern und Kommunen. Allerdings sind die Mönche auch von üblen Enttäuschungen nicht verschont geblieben. Doch bisher ist das kleine Kloster immer von oben beschützt worden.

Das Jahr 2013 brachte einen tiefen Einschnitt in die Familiengeschichte der Benediktiner von Gräfinthal. Nach jahrelangem Leerlauf ihres Noviziates suchten sie im Ausland personell Hilfe für ihre älter werdende Gemeinschaft. Sie wurden fündig in der italienischen Benediktiner-Abtei Monte Oliveto.

Oben: Die Erzabtei von Monte Oliveto, südlich von Siena. Die Gründungsurkunde des Klosters stammt aus dem Jahr 1319. Als Begründer gilt der Rechtsgelehrte Giovanni Tolomei, Angehöriger einer bedeutenden Familie aus Siena.

Links: Der Weiler Gräfinthal, eingebettet in eine liebliche Landschaft, mit der inzwischen baufälligen Wallfahrtskapelle

Rechts: Ausgrabungen unter dem Fußboden der Kapelle. Der polnische Exil-König Stanislas Leszczyński (1677-1766) erwies sich als Wohltäter des Gräfinthaler Konventes. Seine Tochter Anna wurde 1717 in der kaum vollendeten Prioratskirche bestattet.



Dieses Kloster ist eine monastische Gründung aus dem Jahre 1313, also vom Ende des Mittelalters.

Die Gründerväter lebten mehrere Jahre lang als Eremiten in Höhlen und Felsspalten an den Hängen des „Ölberges“, so genannt wegen der Olivenpflanzungen der Umgebung. Auf dem Berg erhebt sich heute die berühmte Abteikirche.

Das Eremitentum hatte in der Toscana bis ins 14.Jhdt. eine starke Tradition; Camaldoli (ca.1000 gegründet) liegt in der Region, die Cölestiner breiteten sich (nach 1235) in Mittelitalien aus, die Wilhelmiten entstanden 1243 nicht weit von Siena. Sie sollten über 500 Jahre (bis 1787) in Gräfinthal anwesend sein. Wie all diese benediktinischen Zweig-Orden, so tragen auch die Mönche von Monte Oliveto ihren Ordenshabit in weißer Farbe, was auf ihren eremitischen Ursprung hindeutet und seit der Devotio moderna auch auf die marianische Symbolik und Spiritualität.

Das Samenkorn vom „Ölberg“ wuchs und wurde zu einem großen Baum. Zeitweilig umfasste die Mönchsfamilie über 1000 Mitglie-

der. Die Päpste riefen sie gern als Reformer in die Abteien der Schwarzen Benediktiner, so nach Monte Cassino, nach Subiaco, nach S.Giustina in Padua. Das zentralistische Organisationssystem der Kongregation, in schweren Zeiten ein effektiver Schutz für das observante Leben in ihren vielen Klöstern, wurde zum Vorbild für fast alle benediktinischen Klosterverbände der Neuzeit. Im 19.Jhdt. wäre die Kongregation dann fast aufgrund der politisch-revolutionären Umtriebe von Giuseppe Garibaldi erloschen, der in aggressiver Weise die Kirche verfolgte. Nur eine Handvoll Mönche überlebte die böse Zeit um 1870. Aufgrund ihrer Geduld und Treue retteten sie nicht nur ihr Charisma, sondern auch die historische Kontinuität, die bis heute die Kongregation mit ihren Gründervätern verbindet. Heute ist die Ordensgemeinschaft über Italien hinaus in Frankreich, England, Großbritannien, Irland, Israel, USA, Brasilien, Guatemala, Südkorea und jetzt auch im Saarland vertreten.

Vom 6.-8. Mai war der General-Abt von Monte Oliveto, Dom Diego Rosa OSB, zum ersten Mal in Gräfinthal. Am 7. Mai fand die Über-

gabe des Gräfinthaler Konventes an die Kongregation von Monte Oliveto statt. So gehört Gräfinthal nun wieder zu einem monastischen Ordensverband aus der Toscana, wie einst vor Jahrhunderten.

Am Ende seines Besuches in Gräfinthal begab sich General-Abt Diego mit seinem Begleiter Dom Ildebrando OSB nach Speyer, zu Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemann, zu dessen Diözese Gräfinthal gehört. Bischof Dr. Wiesemann begleitet mit seinem Segen die Gründung des Priorates, das ihm sehr willkommen ist.

Beim abschließenden Dombesuch galt die besondere Aufmerksamkeit der Mönche der Grabstätte des Kaisers Rudolf von Habsburg in der Krypta. Im 13. Jhdt. hatte er einen Edelmann aus Siena zum Reichsritter erhoben, Giovanni Tolomei, der später Gründer-Mönch und erster Abt des Klosters Monte Oliveto werden sollte. 1321 gründete er das Kloster Monte Oliveto Maggiore. 1344 wurde der Orden von Papst Clemens VI. anerkannt. 1348 starb Bernardo Tolomei während einer Pestepidemie bei Siena. Benedikt XVI. hat ihn am 27. April 2009 heiliggesprochen. □



Oben: Dom Wilhelm van Lier OSB, Mönch im Priorat Gräfinthal

Von links nach rechts: General-Abt von Monte Oliveto Dom Diego Rosa OSB; Dr. Karl-Heinz Wiesemann, Bischof der Diözese Speyer; Dom Ildebrando OSB, Begleiter des General-Abtes





Die leiblichen Werke der Barmherzigkeit



Die Hungrigen speisen

Besonders in der flämischen und niederländischen Malerei finden sich selbst in Genrebildern biblische Aussagen versteckt, welche sich dem Betrachter nicht auf den ersten Blick erschließen. Um diese lesen zu können, muss man nicht nur kunstgeschichtlich versiert, sondern auch bibelkundig sein. So fragt man sich, ob unter zunehmendem biblischem Analphabetismus nicht auch die Kunstgeschichte leiden wird? Nehmen wir z.B. diesen Bildausschnitt einer Armenspeisung und überlegen, welche Bibelkenntnisse notwendig sind, um den Bildinhalt zu verstehen.

Warum ist dieses Werk der Barmherzigkeit – die Hungrigen speisen – links im Vordergrund platziert?

Unser Blick fällt bei einer Bildbetrachtung meistens zuerst auf den linken Vordergrund, da unsere Augen gewöhnt sind, von links nach rechts zu lesen. Ohne uns Gedanken zu machen, betrachten wir zuerst diesen Bildausschnitt der Hungrigenspeisung. Dies ist vom Maler durchaus beabsichtigt. Es ist nämlich dasjenige Werk der Barmherzigkeit, welches Christus in seiner Weltgerichtsrede als erstes nennt (Denn ich war hungrig und ihr habt mich gespeist. Mt 25, 35).

Warum werden hier die Hungrigen ausschließlich mit Brot aus großen Körben gespeist?

Vordergründig betrachtet war damals Brot das wichtigste Nahrungsmittel. Weiter gedacht steckt hier aber auch die ‚Vater Unser‘-Bitte: „Unser täglich Brot gibt uns heute“

und die Zusage von Christus: „Bittet, so wird euch gegeben“ (Mt 7,7). Die Speisung der Hungrigen durch Brot bezieht sich aber weiter auf das biblische Wunder der Brotvermehrung (z.B. Mk 6,35 – 44). Hier spricht Jesus zu seinen Jüngern: Gebt ihr ihnen zu essen (Lk 9,15). Diese Aufforderung von Jesus an seine Jünger gilt aber für alle Christen, die in seiner Nachfolge stehen, auch für die drei, welche auf diesem Bild Brot austreten. Weiter wird der Bezug dieses Bildes zu dem Brotvermehrungswunder deutlich, wenn man bedenkt, dass in diesem Bild das Brot aus Körben ausgeteilt wird und dass bei der biblischen Speisung der Fünftausend die Brotreste auch in Körben eingesammelt wurden.

Wenn man diesen Gedanken weiter verfolgt, so enthält dieser Ausschnitt des Bildes eine noch tiefere Aussage: Nach dem Brotvermehrungswunder spricht nämlich Christus zu den Juden: „Eure Väter haben das Manna in der Wüste gegessen und sind gestorben. [...] Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herab gekommen ist. Wenn jemand von diesem Brote isst, wird er ewig leben“ (Joh. 6, 49, 50).

Unabhängig von diesen tiefgehenden theologischen Aussagen strotzt dieser Bildausschnitt vor Erzählfreude: Vorne werden Brote an zwei Bresthafte, die nicht nur bedürftig, sondern auch noch krank sind, ausgeteilt. Der eine muss sich auf eine Krücke stützen, der andere kann gar nicht laufen. Sie haben das Glück,

nicht anstehen zu müssen. Sie haben eine eigene Brotausgabestelle. Hier teilt ein Mann mit beiden Händen ruhig das Brot aus. Anders ist die Situation am hinteren Korb. Hier werden der Frau die Brote von anstürmenden Hungrigen aus der Hand gerissen. Einer, mit einem weißen Kittel und Schurz hat schon soviel Brot erhalten, dass er, darüber etwas verschämt und deshalb den Hut tief ins Gesicht gezogen, sich von hinten macht. Dazwischen stehen zwei Kinder vor einem Brotkorb. Wie die beiden Krüppel, so werden auch sie hier bevorzugt behandelt, denn auch Christus lenkte sein Augenmerk hauptsächlich auf Kinder und Kranke.

Links hinter den Bettelnden steht eine Dreiergruppe, welche nicht um Brot bettelt. Der Linke in dieser Gruppe trägt ein vornehmes Kleid mit einem breiten, wohl kostbaren Gürtel. Unbedrängt und zufrieden beißt er in einen Brotwecken. Eine Frau wendet sich ihm zu und zeigt auf die Bettelnden als wolle sie sagen: „Eigentlich haben diese das Brot nötiger als du“. Hier steckt wohl die Erfahrung, dass oft Nichtbedürftige sich als erstes „bedienen“. Schwer zu deuten ist die Frau mit blauem Schurz ganz rechts. Sie schaut etwas einfältig drein. Sie drängt sich nicht zu den Brotkörben. Warum steht sie aber dann hier? Es liegt ihr anscheinend nicht, aggressiv um Brot zu betteln. Wie jedoch der noch volle Korb links vorne zeigt, wird auch sie noch ein Brot bekommen, obwohl sie sich nicht vordrängt. AE

Glaubensimpulse in Einsiedeln

*Bischof Vitus Huonder und Prof. Andreas Wollbold
bei „Pro Ecclesia“ in der Schweiz*

Was in Deutschland das „Forum Deutscher Katholiken“ ist, das ist in der Schweiz die „Pro Ecclesia“. Hier versammeln sich gläubige Katholiken, die in Verbundenheit mit dem Lehramt ihren Glauben leben – gerade auch freudig, weil sie spüren, dass dieser Glaube wirklich Erfüllung und Sinn gibt.

In jedem Jahr begeht die Pro Ecclesia zwei Einkehrtage – einen im Frühjahr im Kloster Einsiedeln und einen zweiten im Herbst in Luzern, wo die heilige Messe immer in der traditionsreichen Jesuitenkirche am Ufer der Reuss stattfindet. Den Organisatoren, neben Präsident Herbert Meier sind dies vor allem der Zentralsekretär der „Pro Ecclesia“ Markus Carloni und der Churer Domherr Kanonikus Martin Bürgi, gelingt es immer, gute Referenten aus der Schweiz oder dem benachbarten Ausland zu gewinnen – sodass man von den „Pro Ecclesia“-Einkehrtagen immer wieder mit wertvollen Impulsen für den Glauben zurückkehrt.

Beim letzten Frühjahrseinkehrtag, der am 31. Mai 2014 in Einsiedeln stattfand, konnte Präsident Herbert Meier den Bischof von Chur S. E. Vitus Huonder begrüßen, der auch mit den Anwesenden die Heilige Messe in der Basilika feierte. Der zweite Referent des Tages war Prof. Dr. Andreas Wollbold, Professor für Pastoraltheologie in München. Thema des Einkehrtages waren Glauben und Gebet. Daran erinnerte auch Domherr Martin Bürgi bei seiner Einleitung zur Eucharistiefeyer. Er sagte: „Unser diesjähriger Frühjahrseinkehrtag ist unter das Leitwort ‚Der Glaube und das Gebet – der Weg zum Himmel‘ gestellt. Das Beten war wohl noch nie so schwer wie heute, aber noch nie war es so wichtig wie heute. Denn unsere Epoche hat sich weitgehend dem Materiellen verschrieben.“

Domherr Bürgi wies darauf hin, dass das Gebet als „regelmäßige innige Begegnung mit Gott“ unerlässlich ist, um zu einem lebendigen Glauben zu gelangen. Ohne das Gebet verliere der Mensch „die seelische Kraft und die Klarheit des Glaubens“, ja er „wird blind für Gott.“

Hinführung zum Gebet

Für diese Begegnung mit Gott steht mehr noch als das Gebet vor allem die Heilige Messe, die Bischof Vitus beeindruckend feierte. Gesungen wurde die lateinische Missa de Angelis, deren Choräle immer wieder gern bei den Pro-Ecclesia-Gottesdiensten verwendet werden, und beim Messformular hatte sich der Churer Oberhirte für eine Marienmesse entschieden. An die Gottesmutter erinnerte er auch in seiner Predigt, als er deutlich machte, dass Ziel des Gebetes nicht ist, dass unser Willen erfüllt wird, sondern dass wir mehr in die Beziehung zu Gott eintreten und offen werden für seinen Willen.

Intensiver auf das Gebetsleben ging Bischof Vitus Huonder am Nachmittag bei seinem Vortrag ein. Bischof Vitus lenkte den Blick auf den Psalm 24. Dieser Psalm beginnt mit den Worten „Zu dir, Herr, erhebe ich meine Seele, mein Gott, auf Dich vertraue ich“ (Ps 24,1). Der Psalmist erfährt Gott als sein Gegenüber, als den, auf den sich der Mensch ausrichtet. Meine Seele also lässt sich im Gebet auf Gott ein, auf den Gott, der einerseits im Himmel ist, sich aber andererseits auch in jedem kundtut.

Dass das Gebet dem Menschen auch Freude machen soll und kann, zeigte Bischof Vitus ebenfalls. Er machte bewusst: Während es nicht immer und überall möglich ist, Eucharistie zu feiern, so kann ich doch

jederzeit beten, und darum ist der, der beten kann, glücklich zu preisen.

Das Gebet ist aber auch ein wichtiges Mittel, um Gnaden zu erlangen oder nicht wieder zu verlieren. Bei der Taufe empfängt der Christ ja die „heiligmachende Gnade“, also die entscheidende Voraussetzung, um ein gelungenes Leben in der Gemeinschaft mit Gott zu führen. Gleichzeitig können wir diese Gnade aber auch verlieren, und zwar dann, wenn wir uns nicht um die Gottesbeziehung oder um die Gebote des Herrn bemühen. Damit aber das gelingt, ist das Gebet eine wichtige Voraussetzung. Wieder wies Bischof Vitus auf den Psalm 24 hin: „Zeige mir, Herr, deine Wege, lehre mich deine Pfade“ (Ps 24, 4). Interessant ist, dass dieses Ja zu den Geboten im Psalm als Bitte ausgedrückt wird. An anderer Stelle (V. 8) wird Gott auch dafür gelobt, weil er aus Güte und Gerechtigkeit denen sein Gesetz gibt, „die sich auf dem Weg verfehlen.“

Der Weg vom Gebet führt zur Meditation – und „meditatio“, so machte Bischof Vitus deutlich, meint Erwägung, was konkret bedeutet: Sich vertraut machen mit dem Gebetstext, Nachdenken über den Glauben. Und von der Meditation führt der Weg zur Kontemplation, der Bereitschaft und Fähigkeit, sich ganz auf Gott zu fixieren. Dieser Schritt kann dann schlussendlich zur Mystik führen, wo Gott selbst auf mich zukommt und in mir wirkt.

Theresia von Lisieux und die Neuevangelisierung

Dem Referat von Bischof Vitus Huonder schloss sich der Vortrag von Professor Wollbold an. Er befasste sich mit der wichtigen Frage der Glaubensverkündigung und stellte

sie in den Zusammenhang zu einer der bekanntesten Heiligen des 19. Jahrhunderts: zu Theresia von Lisieux. Wollbold stellte heraus, dass Thérèse in ihrem Leben mit Personen und Situationen konfrontiert war, die außerordentlich „modern“ waren, das heißt, deren Anliegen und Probleme vergleichbar sind mit denen der heutigen Zeit.

So kam zur Zeit von Thérèse das Laienapostolat zu einer neuen Blüte. Hier mahnte die Heilige zu einer ehrlichen Motivation: Handeln aus Liebe zu Jesus und keine Wichtigtuerei.

In Kontakt stand die Heilige auch zum Hospital in Cannes, wo ihr dementer Vater einige Zeit gepflegt wurde. Dieses Hospital war in seinen therapeutischen Methoden seiner Zeit voraus, man behandelte, was damals neu war, die Patienten

Schließlich ist das Zeitalter, in dem Thérèse lebt, auch ein Zeitalter der frühen Emanzipation der Frau. Von der Heiligen ist überliefert, dass sie in sich die Berufung zum Priester spürte. Theresia von Lisieux, eine Gewährsfrau für das Frauenpriestertum? Mitnichten, wie Professor Wollbold zeigte. Thérèses Eltern hatten sich, als die Mutter mit ihr schwanger war, einen Jungen gewünscht, der dann den Beruf des Priesters hätte ergreifen sollen – und die Heilige hat in ihrer Sensibilität auch darüber immer wieder nachgedacht, wie sie nun den Wunsch der Eltern irgendwie erfüllen könnte. Da sie nun aber nicht Priester werden konnte, wurde sie zur geistlichen Schwester für andere Priester. Daher ihre Botschaft an die Frauen, die sich mit Gleichberechtigung auseinandersetzen: „Als Mann oder Frau bin ich gleich wertvoll, wie

Es ist wichtig, die Menschen, denen ich begegne, so anzunehmen, wie sie sind, ihre Fragen und Anliegen aufzugreifen. Dennoch darf ich nicht das Ziel aus den Augen verlieren, ihnen Christus zu bringen.

Eine letzte entscheidende Beziehung für Thérèse war die zu ihrer Schwester Céline. Céline, die später wie ihre Schwester in den Karmel von Lisieux eintrat, rang viele Jahre mit der Ordensberufung. Sie stand immer wieder vor der Frage: „Was will Gott von mir?“, doch neigte sie dazu, der Frage auszuweichen. Thérèse sagte ihr: „Höre Gottes Willen, und dann folge ihm und riskiere auch, zu springen!“ Genau dies sei, so Wollbold, auch eine gute Empfehlung für all jene, die heute den Ruf Gottes nach einem geistlichen Beruf spüren.



Die Klosterkirche von Einsiedeln



Bischof Vitus Huonder bei seinem Vortrag



Prof. Andreas Wollbold bei seinem Vortrag

auf Augenhöhe, respektierte ihre Wünsche und Anliegen – was wohl auch zur Folge hatte, dass sich der Zustand von Thérèses Vater besserte. Aus dieser Erfahrung hat die Heilige gelernt, jedem freundlich zu begegnen – was ihr gerade im Kloster zugute kommt, wenn sie auch mürrische Mitschwestern wertschätzt, die von anderen Schwestern gemieden werden.

ich mein Leben lebe. Und ebenso ist es gut, wenn Laien und Priester ein Miteinander leben.“

Ebenfalls war das Zeitalter Theresias das Zeitalter der Weltmission, und zwar einer Weltmission, die wesentlich auf Inkulturation setzte – also die fremden Kulturen, in denen das Christentum eingepflanzt werden sollte, ernst- und aufnahm. Die Heilige zog daraus den Schluss:

Professor Andreas Wollbold gab in diesen Beispielen wertvolle Botschaften für die Seelsorge und Verkündigung unserer Zeit, genauso wie auch Bischof Vitus Anregungen für ein tieferes und so noch fruchtbareres Gebetsleben gab. So war der Frühjahrseinkehrtag 2014 der „Pro Ecclesia“ wieder ein großer Gewinn für alle, die daran teilnahmen. □

Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche

Regina Protmann

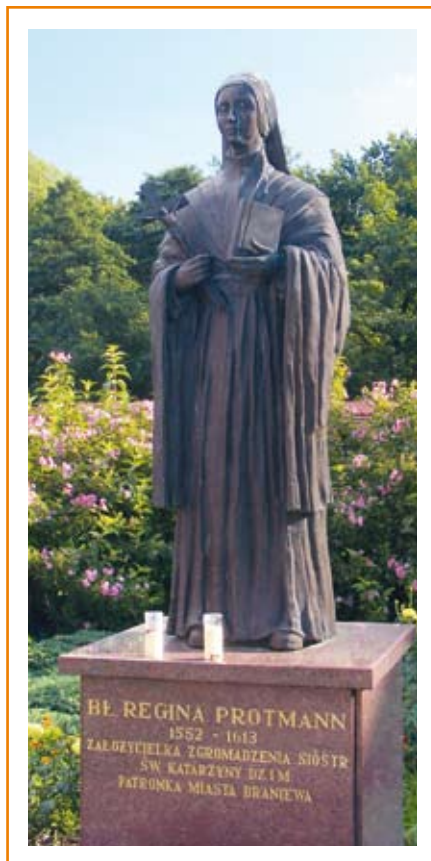
Der bekannte Kirchenkritiker Heinrich Böll ist ein unverdächtiger Zeuge für die die Welt verändernde Kraft des Christentums. Er schrieb: „Selbst die allerschlechteste christliche Welt würde ich der besten heidnischen Welt vorziehen, weil es in einer christlichen Welt Raum gibt für die, denen keine heidnische Welt je Raum gab: für Krüppel und Kranke, Alte und Schwache, und mehr noch als Raum gab es für sie: Liebe für die, die der heidnischen Welt nutzlos erschienen und erscheinen.“

Allein die zahlreichen Ordensgründungen zur Pflege von Kranken und Behinderten, ja sogar zum Freikauf von Sklaven im Laufe der Kirchengeschichte belegen Bölls Feststellung. Die christliche Caritas strahlte weltweit auch in nicht christliche Gesellschaften hinein, so dass – wenn auch unbewusst – das Mitleiden und Mitfühlen mit Hilfslosen als erstrebenswertes Ziel weit hin anerkannt wird. Ein Beispiel für diese Hinwendung zu den Hilfsbedürftigen ist die Ordensgründerin Regina Protmann. Sie wurde 1552 in einer religiösen Kaufmannsfamilie in Braunsberg in Ostpreußen geboren. Das war die unruhige Zeit der Glaubensspaltung und der katholischen Reform. 1571 verließ sie im Alter von nur 19 Jahren ihre Familie und gründete zusammen mit zwei anderen jungen Frauen eine religiöse Lebensgemeinschaft, die sich in der Hingabe an Gott dem Dienst an Mitmenschen widmete. Mit den Aufgaben – zunächst die

Pflege der damals vielen Pestkranken und später auch der Gründung von Mädchenschulen – wuchs auch die Zahl der Braunsberger Schwestern, wie sie bald allgemein genannt wurden. Nach einer zwölfjährigen Erprobungsphase wurde die neue Gemeinschaft als bischöfliche Kongregation anerkannt. Sie bekam nun den offiziellen Namen „Kongregation der Schwestern von der hl. Jungfrau und Märtyrerin Katharina von Alexandrien.“ Für diesen langen Namen bürgerte sich auch die Kurzbezeichnung „Katharinschwes-

tern“ ein. Als die Ordensgründerin am 18. Januar 1613 starb, bestand die Gemeinschaft bereits aus 35 Schwestern in vier Konventen.

Unter dem Reichskanzler Bismarck durften die Schwestern nur noch Kranke pflegen, ihre Schulen mussten sie aufgeben. Deshalb wichen sie vor allem mit ihrer Unterrichtstätigkeit nach Finnland und Großbritannien aus. Bei Beginn des Zweiten Weltkriegs 1939 hatte die Kongregation über 1000 Schwestern in vielen Ländern der Erde. In den Wirren um das Kriegsende 1945 wurden vor allem in Ostpreußen Schwestern misshandelt, vergewaltigt und ermordet. Heute sind wieder etwa 900 Katharinschwwestern weltweit in der Krankenpflege und in Erzieherberufen tätig. Die deutsche Provinz hat ihren Sitz in Münster. Am 13. Juni 1999 hat Papst Johannes Paul II. Regina Protmann seliggesprochen. Auch 430 Jahre nach der Gründung wirkt die Kongregation segensreich in vielen Ländern. Wie ist dieser Erfolg zu erklären? Die Schwestern hatten von Anfang an bis heute den festen Willen, in den Hilfsbedürftigen dem Herrgott zu dienen. Sie erlagen nie der Versuchung Luzifers: „Non serviam. – Ich will nicht dienen.“ Auch unter schwierigsten Bedingungen erinnerten sie immer wieder an das Wort Christi: „Was ihr den geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Die Nächstenliebe dieser Schwestern basiert auf ihrer Liebe zu Christus. Ohne diese Liebe würde unsere Welt noch mehr erkalten. □



Hochgelobt und vogelfrei

*Genießen auch unsere Vorfahren den Schutz des Grundgesetzes?
Betrachtungen zu einem Verfassungsjubiläum*

Der Autor Prof. Dr. Konrad Löw, im Geiste des Grundgesetzes und der Bayerischen Verfassung aufgewachsen und gebildet, seine Dissertation trägt den Titel: „Der Grundrechtsbegriff der Bayerischen Verfassung und ihre Grundrechte“ München 1957, sieht sich als Jurist und aufrechter Katholik grundsätzlich der Gerechtigkeit und der Wahrheit verpflichtet. Seine Achtung vor all denen, die sich

in Wort, Tat und klarer Haltung von der Nazi-Ideologie distanziert haben, kann nicht bestritten werden. Aus seiner Liebe zu München, Bayern und Deutschland erhebt er Protest, wenn das Ansehen unbescholtener und human eingestellter Bürger mit den Vorwürfen des Antisemitismus und der Hitlerbegeisterung in den Dreck gezogen wird. Akribisch genau betreibt Löw Quellenforschung und liefert so den kommenden Generationen

wichtigste und unverzichtbare Quellen zu einer objektiven geschichtlichen Darstellung des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Als Christ weiß er um die Verpflichtung des Dekalogs, insbesondere der Gebote: „Du sollst Vater und Mutter ehren ...“ und „Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider Deinen Nächsten.“ Als Wissenschaftler hält er sich präzise an die Normen der Wissenschaft.

Am 23. Mai 1949 ist das „Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland“ in Kraft getreten. Die Präambel beginnt mit den markanten Worten: „Im Bewusstsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen ... hat sich das Deutsche Volk ... dieses Grundgesetz gegeben.“ Und dann, schier unübertrefflich an Strahlkraft, zumindest unerschöpflich, der erste Satz von Artikel 1 Absatz 1: „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“

In den 65 Jahren, die seitdem vergangen sind, gab es 59 Verfassungsänderungen. Der zitierte Text wurde nicht angetastet. Er genießt allgemeine Wertschätzung über die Grenzen Deutschlands hinaus. Doch Ruf und Ehre derer, die das Grundgesetz erarbeitet haben, werden – als Teile des „Tätervolkes“ – immer mehr beschädigt.

Darüber, was der zitierte Artikel 1 gebietet und verbietet, lässt sich trefflich streiten. Versuche, plausible Antworten zu geben, füllen dicke Kommentare. Gleichzeitig gibt es Sachverhalte, die zweifellos die Würde der Opfer tangieren, so Sklaverei, Völkermord, Massenaustrei-

bung, Stigmatisierung (Judenstern), Ächtung, Sippenhaft. Wie verhält es sich mit Rufmord, wenn leichtfertig oder gar vorsätzlich Einzelne oder Kollektive mit schwerer Schuld beladen werden? Besonders makaber ist es, wenn jene die Opfer sind, denen wir Deutsche das eben zitierte feierliche Bekenntnis zur Menschenwürde als oberstem Verfassungswert und als vorrangige Verpflichtung verdanken. Davon soll anhand aktueller Fälle ganz konkret die Rede sein.

„Das Volk ringsum johlte“

Anlässlich 75 Jahre Reichspogromnacht (9. November 1938) brachte der Bayerische Rundfunk ein Hörspiel. Darin wird zutreffend berichtet, dass die Münchner Hauptsynagoge auf Hitlers Geheiß bereits im Sommer jenes Jahres abgerissen werden musste. Dann: „Schlimm ist, wie wir da alle standen, wie am 8. Juli 1938 die Hauptsynagoge an der Herzog-Max-Straße zerstört wurde ... Thora-Rollen durfte die Gemeinde noch herausnehmen ... Wir Juden standen alle da mit Tränen in den Augen. Und das Volk ringsum johlte,

freute sich und klatschte. Man muss sich das mal vorstellen.“

Wer dies hört, kann schwerlich umhin, dieses „Volk“ zu verachten – als abgrundtief böse! Wer wagt es, an der Richtigkeit dieser Schilderung zu zweifeln? Wer dennoch nachfragt, ob diese Niedertracht irgendwie belegt ist, wird vom Rundfunk auf ein Interview mit Henny Seidemann verwiesen, das sich im Stadtarchiv München befindet. Dort erhält er Einblick in das Buch: „Berlin – Barcelona – München. Eine Münchner Jüdin erzählt“. Darin steht auf S. 22 unter der Überschrift „Zweite Flucht aus Deutschland“ folgender Satz: „Kurz nach der Zerstörung der Synagoge verließ ich zum 2. Mal Deutschland.“ Mehr steht nicht da zum Thema Hauptsynagoge. Kein Wort deutet darauf hin, dass Seidemann am Ort des Geschehens gewesen ist.

Exakt belegt sind jedoch die Beobachtungen des Studenten der Medizin und Ethnologie Erich Ortenau: „In der Menge, die stumm zusah, konnte man kein Zeichen der Zustimmung verspüren. Ein beklommenes Schweigen ging von ihr aus.“

Auch Hermann Klugmann, Jude wie Ortenau, mischte sich unter die



Präambel

Im Bewußtsein seiner Verantwortung vor Gott und den Menschen,

von dem Willen beseelt, als gleichberechtigtes Glied in einem vereinten Europa dem Frieden der Welt zu dienen, hat sich das Deutsche Volk kraft seiner verfassunggebenden Gewalt dieses Grundgesetz gegeben.

Die Deutschen in den Ländern Baden-Württemberg, Bayern, Berlin, Brandenburg, Bremen, Hamburg, Hessen, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz, Saarland, Sachsen, Sachsen-Anhalt, Schleswig-Holstein und Thüringen haben in freier Selbstbestimmung die Einheit und Freiheit Deutschlands vollendet. Damit gilt dieses Grundgesetz für das gesamte Deutsche Volk.

Da der bisherige Wortlaut der Präambel durch den Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990 gegenstandslos wurde, erfolgte Neufassung im Einigungsvertrag.

Zur Eingliederung der Bundesrepublik in ein Vereintes Europa siehe Art. 24 und 25 GG.

Zuschauer: „Ich habe an den Mienen der meisten Menschen, die den Abbruch der Synagoge beobachtet haben, entschiedene Missbilligung gelesen ... Als ich an einem dieser Tage in der Abendstunde von der halb niedergerissenen Synagoge wegging, gesellte sich ein Mann zu mir... Er sagte zu mir: ‚Sie gehören doch auch zu der jüdischen Gemeinde?‘ Als ich sehr zögernd antwortete, meinte er: ‚Haben Sie keine Angst, wir Katholiken fühlen mit Ihnen‘ und entfernte sich.“ Andere Beobachtungen gibt es offenbar nicht.

Die so belastenden Sätze des Hörspiels sind offenbar reine Phantasieprodukte. Da sie den Vorgaben des Zeitgeistes entsprechen, verbietet sich die Frage nach Beweisen. Und wie sieht es mit Ehre und Andenken unserer Vorfahren aus? Sind sie im deutschen Rechtsstaat vogelfrei?

„Einer derart aufgehetzten Bevölkerung gegenüber“

Rechtzeitig zum 9. November 2013 schrieb Raphael Gross, Leiter des Leo Baeck Instituts in London, Direktor des Jüdischen Museums in Frankfurt am Main und des Fritz Bauer Instituts, ein Buch, in dem er die Vorgänge von damals ausführlich

schildert. Im Prolog heißt es: „Niemals zuvor oder danach standen Hunderttausende Jüdinnen und Juden einer derart aufgehetzten Bevölkerung gegenüber und mussten Schläge und Erniedrigung, Totschlag und Mord ... erleiden.“

Die meisten Leser werden diese Behauptungen als traurige Tatsachen einfach hinnehmen: Es steht ja da, schwarz auf weiß! Doch manch einer möchte gerne wissen, woher Gross seine Informationen bezieht. Statt eines Nachweises im Buch wird das Zitierte mit anderen Worten wiederholt. Dabei gibt es zuverlässige Berichte aus allen Teilen des Reiches und aus allen Schichten der Bevölkerung, insbesondere auch von Juden, den Opfern, die das Gegenteil nahelegen, nämlich Anteilnahme, so dass der Hauptverantwortliche des Pogroms neben Hitler, Joseph Goebbels, damals zu der Einsicht kam: „Die Masse der Bevölkerung, die nicht in der Kampfzeit und auch späterhin nationalsozialistische Zeitungen regelmäßig gelesen hat, hat damit nicht die Aufklärung erfahren, die für die Nationalsozialisten im Kampf ohne weiteres gegeben war.“ Er fuhr fort: „Dieses Versäumnis ist daher nachzuholen.“

War es im ersten Fall der Bayerische Rundfunk, eine Anstalt des

öffentlichen Rechts, der die Irreführung gleichsam sanktioniert hat, so im Falle Gross die Katholische Akademie München, wo er am 28. Oktober 2013 in einem eigenen Vortrag seine Sicht darlegen durfte. Wer widersprechen wollte, wurde mit dem Hinweis unterbrochen, wo denn seine Frage bleibe. Dabei stand im Programm ausdrücklich: „20.30 Uhr Diskussion“ und nicht: Gelegenheit zu Fragen.

Gegen Goldhagen, Verfasser von „Hitlers willige Vollstrecker“, vor Jahren in Hamburg, und jetzt Gross in München, jeweils Katholische Akademie, sind erhebliche Bedenken anzumelden. Diese Akademien sollen der Wahrheit dienen und nicht dem Zeitgeist. Dabei könnten auch Stimmen wie die genannten zu Worte kommen, aber nicht wie in München, wo man als Zuhörer nur brav Fragen stellen sollte, und in Hamburg, wo man den Teilnehmern des anschließenden Forums zunächst nur drei Minuten zubilligte. Diesen namentlich genannten Referenten stehen Tür und Tor offen. Da sollten doch vor allem kirchlichen Einrichtungen keinen Beitrag dazu leisten, dass sich historische Irrtümer immer noch weiter verbreiten zu Lasten der Deutschen, unserer Vorfahren. „Du sollst Vater und Mutter ehren!“

„‘Abschiebung‘ befürwortet“

Unter der Überschrift „Stauende Erinnerung“ berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung am 13. November 2013 über eine Begegnung mit Otto Dov Kulka von der Hebräischen Universität Givat Ram, der eine Woche später mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet wurde. Laut FAZ vertrat er bei der Begegnung die Ansicht: „Die [von ihm herausgegebenen] geheimen Stimmungsberichte [der NS-Überwachungsorgane] zeigten, dass die Deutschen der Deportation der Juden in den Osten nicht nur gleichgültig gegenüberstanden, sondern diese ‚Abschiebung‘ befürwortet haben. [Kulka wörtlich:], Obgleich die Mehrzahl wusste, was mit den ‚Abgeschobenen‘ im Osten passiert.“

Ein Leserbrief widerspricht. „Keiner der Stimmungsberichte [insgesamt 752] eignet sich aus meiner Sicht als Beweis für diese pauschale Anschuldigung.“ Kulka antwortete brieflich und zitierte ausführlich den Bericht der SD Hauptaußenstelle Bielefeld für den 10. bis 16. 12. 1941. Aber er verfälscht ihn durch Verkürzung und Umstellung von Sätzen. Richtig wiedergegeben lautet der Bericht [die Auslassungen betreffen Unerhebliches]:



Konrad Löw: Die Münchner und ihre jüdischen Mitbürger 1900-1950: im Urteil der NS-Opfer und -Gegner, Olzog Verlag GmbH, Broschiert, 192 Seiten, ISBN-13: 978-3789282591

„Obwohl diese Aktion von Seiten der Staatspolizei geheim gehalten wurde, hatte sich die Tatsache der Verschickung von Juden doch in allen Bevölkerungskreisen herumgesprochen. Dementsprechend war auch eine Vielzahl von stimmungsmäßigen Äußerungen zu erfassen. Es muss festgestellt werden, dass diese Aktion vom weitaus größten Teil der Bevölkerung begrüßt wurde. ...

Lediglich aus konfessionellen Kreisen wurden, wie bei allen staatlichen Aktionen zur Gewohnheit geworden, ablehnende Stimmen laut. Ja, man ging sogar so weit, diese Aktion zu benutzen, wildeste Gerüchte zu verbreiten. So wurde ausgeführt, die Juden würden alle nach Russland abgeschoben. ... In Russland würden die Juden zu Arbeiten in ehemals sowjetischen Fabriken herangezogen, während die älteren und kranken Juden erschossen würden. Es wäre nicht zu verstehen, dass man mit den Juden so brutal umgehen könne; ob Jude oder Arier, alle wären doch von Gott geschaffene Menschen.“

Beweist dieser Text, was bewiesen werden soll? Nein! Daher wird manipuliert. Aus den „wildesten Gerüchten“, von Christen ausgestreut, also der Ermordung der Juden, macht Kulka das Wissen aller, das „vom weitaus größten Teil der Bevölkerung begrüßt wurde.“ – Eine handgreifliche Fälschung!

Eine nüchterne Analyse des Textes zeigt: Die Deportation hatte sich demnach herumgesprochen. Die meisten derer, die sich dazu vernehmen ließen, haben die Deportation begrüßt. Das Wohin und Wozu der Deportation blieb offen. Deportation und Vertreibung sind bei aller Härte etwas anderes als Mord. Ferner: Wer hat sich am Ort des Geschehens eingefunden? Entweder Angehörige und Freunde, die zum Schweigen verurteilt waren, oder neugieriger Mob. Jeder frage sich selbst, ob er hingegangen wäre, obwohl er nicht hätte helfen können.

Was von den Christen berichtet wird, ist überaus erfreulich. Doch wer konnte es wagen, derlei Gerüchte preiszugeben? Darauf stand Zuchthaus wegen Verstoßes gegen das Heimtückegesetz. Die Spitzel hätten zur Festnahme schreiten müssen. Es galt in den christlichen Kreisen die Devise: „Lieber Gott, mach mich stumm, dass ich nicht nach Da-

Zuerst holten sie die Kommunisten,
ich schwieg, denn ich war
kein Kommunist.

Dann holten sie die Juden;
ich schwieg, denn ich war kein Jude.

Dann holten sie die Gewerkschafts-
mitglieder unter den Arbeitern;
ich schwieg, denn ich war
kein Gewerkschafter.

Danach holten sie die Katholiken;
ich schwieg, denn ich
war Protestant.

Schließlich holten sie mich,
und da war keiner mehr, der für
mich hätte sprechen können.

Martin Niemöller

chau kumm!“ Gänzlich unbeachtet lässt Kulka die vielen Stimmen, die weit glaubwürdiger sind als die der Täter und ihrer Helfershelfer, so die Bekundungen von Opfern. Warum?

Vogelfrei

Innerhalb weniger Tage von drei verschiedenen Seiten die im Kern gleiche Anschuldigung gegen die Generation unserer Väter und Mütter, der Verfassungsväter: Sie seien moralische, ja kriminelle Versager gewesen. Die Vorwürfe stammen nicht aus einem bedenklichen Milieu, sind vielmehr verknüpft mit respektablen Namen: BR, KA, Hebräische Universität. Wer kann sich dieser so glaubwürdig klingenden übereinstimmenden „Belehrung“ entziehen? Da die Anschuldigungen jedoch aus der Luft gegriffen sind, zum Teil auf Fälschungen beruhen, bleibt nur der Schluss, dass die Würde der Angeeschuldigten nach Meinung tonangebenden Kreise kein beachtliches Schutzobjekt mehr ist, dass die „korrekte Weltsicht“ wichtiger ist als die richtige, dass die Menschen von damals, was ihre Ehre anlangt, vogelfrei sind. Müssen/dürfen wir, Sie und ich, diese Verleumdungen hinnehmen – im Bewusstsein unserer Verantwortung? □

Mit Erlaubnis der Zeitung „Junge Freiheit“, Erstabdruck am 23.5.2014

Gender – Die zweite Kulturrevolution

Die Kulturrevolution der 68er Bewegung ist uns präsent, weil ihre Auswirkungen überall spürbar sind. Die 68er wollten uns von allen Normen, Bindungen und angeblichen Zwängen in Ehe, Familie, Mutterschaft, Kirche und den Autoritäten befreien. Hinterlassen haben sie uns eine Trümmerlandschaft mit isolierten, vereinsamten und verängstigten Menschen. Das Ergebnis ließe sich auch an der gestiegenen Zahl der Ehescheidungen, der hohen Abtreibungsziffern, der leeren Kirchen und der verunsicherten Autoritäten messen.

Heute erleben wir in der Gender-Bewegung die zweite Kulturrevolution. Sie steht der ersten nicht nach. Ihr geht es um die Einebnung der Geschlechterunterschiede und die Auflösung der Identität von Mann und Frau, wie Professorin Nina Degele von Freiburg sagt: „Gender-Studien zielen auf eine Entnaturalisierung von Geschlecht, was als Programm allen Strategien des Gendermainstreaming zugrunde liegt“. Gender geht es um die Subversion von Mann und Frau, letztlich um die Intention eines Anti-Schöpfungsberichts, um ein Gegenprojekt zum Schöpfer zu propagieren. Es geht nicht, wie vorgegeben, um Gleichberechtigung von Mann und Frau i.S. des Artikels 3,2 Grundgesetz, vielmehr um eine radikale und erzwungene Gleichstellung von Mann und Frau.“

Gender will auch die moralische Bewertung und Begrenzung sexueller Handlungen beseitigen. Nicht zwei Geschlechter soll es künftig geben, vielmehr sollen, unabhängig vom biologischen Geschlecht, hetero-, homo-, bi-, trans- und übersexuelle Ausdrucksformen als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt sein.

Wie ganz anders klingt es, was wir im Katechismus der katholischen Kirche (Youkat Ziff. 64) lesen: „Gott hat den Menschen so gemacht, dass

er Mann oder Frau ist und sich nach Erfüllung und Ganzheit in der Begabung mit dem jeweils anderen Geschlecht sehnt. Männer und Frauen haben absolut die gleiche Würde, bringen aber in der kreativen Entfaltung ihres Mann- und Frauseins unterschiedliche Aspekte der Vollkommenheit Gottes zum Ausdruck. Gott ist nicht Mann und Frau, aber er hat sich doch als der väterliche (Lk. 6,36) und mütterliche (Jes. 66,13) gezeigt.“

Die Gender-Ideologie soll in Schulen und Universitäten Pflichtfach sein und in der bürgerlichen Gesellschaft durchgesetzt werden. Wir fragen: Wer hat Politiker, Professoren und Lehrer, die Leiter von Institutionen dazu legitimiert? Die Maßnahmen zu Gender widersprechen nach Artikel 6,2 GG dem Erziehungsrecht der Eltern. Der Staat hat nach Artikel 7,1 GG die Schulaufsicht. Er ist nicht berechtigt, das Erziehungsrecht der Eltern auszuhebeln. Die Bürger haben den Staat weder durch Wahlen noch durch einen Volksentscheid ermächtigt, Gender-Mainstreaming zur Aufgabe der Politik zu machen, wie dies im sogenannten Koalitionsvertrag der CDU/CSU/SPD-Regierung geschieht. Dort heißt es: „Ein klar definiertes Ziel ist das Vorantreiben von Gleichstellung. Wir werden dafür sorgen, dass Frauen und Männer ihre Aufgaben in Familie, Beruf und Gesellschaft partnerschaftlich wahrnehmen können und bestehende geschlechtsspezifische Ungerechtigkeiten – insbesondere in der Arbeitswelt – beseitigen. Dazu entwickeln wir eine Politik, die die heutigen unterschiedlichen Lebensläufe berücksichtigt und Antworten auf die Herausforderungen der Lebensphasen gibt“. Qu: Marius De Bortoli CDU-Bundesgeschäftsstelle 20.2.2014

Und wie setzt man Gender durch? Durch staatliche Reglementierung! Aber nicht nur. Brot und Spiele,

Volksbelustigung und –unterhaltung waren schon immer ein Instrument der Politik. Politik machen aber heute nicht nur die gewählten Politiker. Sie vollziehen häufig das, was die Vierte Gewalt, nämlich die Medien, wollen. Der Kulturkampf läuft über große Events. Der „Eurovisonssongcontest“, die „zeitgemäßere“ Form des früheren Grand Prix ist ein solches Event. Gewonnen hat den diesjährigen „Eurovisonssongcontest“ der österreichische Travestiestar Conchita Wurst. Das ist mit bürgerlichem Namen der homosexuelle Tom (Thomas) Neuwirt. Sein Name ist Programm. Denn Conchita Wurst ist es egal, ob jemand schwul ist, oder ob er wie er selber Frauenkleider trägt. Sein Song, mit dem er den großen Preis gewann, heißt: „Rise like a Phoenix“ – „Phoenix aus der Asche“. Conchita Wurst machte 2011 beim ORF erste Schlagzeilen, 2012 wurde er Zweiter beim österreichischen ESC-Vorentscheid. 2014 wurde er vom ORF als Vertreter der Alpenrepublik nach Kopenhagen geschickt. Dort gewann er den Preis. Es ist so vieles möglich, wenn die Zusammensetzung, pardon, die Gesinnung der Entscheidungsgremien stimmt. □



Seit dem 1. Mai ist es online: das Internetfernsehen bonifatius.tv, das Gläubige aus dem Bistum Fulda ins Leben gerufen haben. Der geistliche Berater ist Pfarrer Uwe Winkel, einer der beiden Sprecher des Netzwerks katholischer Priester und geistlicher Leiter der Marianischen Liga – Vereinigung katholischer Frauen e.V.

Auf der Internetseite www.bonifatius.tv wird das prophetische Wort des mittlerweile heiliggesprochenen



Pfarrer Uwe Winkel

Papstes Johannes Paul II. aus dem Jahr 1980 zitiert:

„Mit Bonifatius begann gewissermaßen die Geschichte des Christentums in Eurem Land. Viele sagen, diese Geschichte neige sich jetzt ihrem Ende zu. Ich sage Euch: Diese Geschichte des Christentums in Eurem Land soll jetzt neu beginnen, und zwar durch Euch, durch Euer im Geist des heiligen Bonifatius geformtes Zeugnis!“

Dieses Wort – ist „nach wie vor aktuell und als Auftrag an unsere Generation zu sehen“. Das Internetfernsehen bonifatius.tv versteht sich auf der Grundlage von can. 215 CIC „als ein Beitrag zur Neuevangelisierung in unserer Zeit“ und Dignitatis humanae Nr.1.

Die ehrenamtlichen Mitarbeiter von bonifatius.tv stufen die Filmbeiträge in folgende Kategorien ein: Katechesen, Vorträge, Gespräche, Glaubenszeugnisse, Heiligenportraits, Gebete, Meditationen und Dokumentationen. Die Verantwortlichen dieses Internetfernsehens möchten durch ihre Filme allen helfen, den katholischen Glauben besser kennenzulernen und zu vertiefen, um schließlich das Leben danach auszurichten. Pfarrer Uwe Winkel erwähnt, dass viele Beiträge aus den Aktivitäten seiner Pfarrgemeinden entstanden sind: „es

bonifatius.tv

Ein neues missionarisches und seelsorgliches Experiment

ist für jeden etwas dabei!“ „Gleichzeitig“, so der Geistliche, „können wir die Vielfalt und Schönheit des katholischen Glaubens, auch über die Pfarreien- und Bistumsgrenze hinaus anderen Menschen zugänglich machen.“ Pfarrer Winkel fühlt sich bei dem Projekt bestärkt durch seinen Bischof Heinz Josef Algermissen, der sagte: „Vergessen Sie die Kranken und die am Rande Stehenden nicht!“ Bonifatius.tv passt auch zu einer Neuausrichtung der Seelsorge im Sinne einer „experimentellen Pastoral“. Norbert Hohmann, der erste Vorsitzende des Trägervereins bonifatius.tv e.V., ist zugleich Pfarrgemeinderatssprecher und meint: „Wir können hier im guten Sinne ein missionarisches und seelsorgliches Experiment wagen. Wenn wir schon in unserer Zeit über so ein interessantes Medium wie das Internet verfügen, warum sollten wir es nicht auch für die Glaubensverbreitung nutzen?“

Bei bonifatius.tv wirken Priester, Diakone, Ordensleute und engagierter Katholiken mit.

Das Internetfernsehen gewinnt immer mehr an Bedeutung. Die Lebensbedingungen der Menschen haben sich verändert. Deshalb können die Zuschauer alle Sendungen aus

dem laufenden Programm auch in der Mediathek aufrufen und zu einem Zeitpunkt anschauen, der ihnen am besten passt.

Bonifatius.tv bietet seinen Zuschauern rund um die Uhr „Telefon-Seelsorge“ unter der Rufnummer 0049-(0)-36967-560030. In direkter Verbindung mit einem Priester können die Zuschauer ihre persönlichen Fragen und Sorgen ansprechen und ihren Glauben vertiefen. Gerne könnten die Anrufer auch ihre Gebetsanliegen nennen, die in das Heilige Messopfer hineingenommen werden und bei den abendlichen Live-Gebetssendungen eingeschlossen werden.

Die Betreiber von bonifatius.tv freuen sich, wenn ihr Internetfernsehen unterstützt wird durch das Gebet der Zuschauer, durch persönliches Interesse an den veröffentlichten Filmbeiträgen, durch Weiterempfehlung an andere und durch Mitwirkung an der Erstellung neuer oder eigener Filmbeiträge.

Bonifatius.tv wird getragen durch den gleichnamigen gemeinnützigen Förderverein mit Sitz in Fulda und lebt ausschließlich von der ehrenamtlichen Mitarbeit und den wohlwollenden Spenden seiner Zuschauer. □

Lähmender Schuldkomplex

*Warum die Christenverfolgung in islamischen Ländern
auch ein Thema für Europa ist*

Zu Beginn des Christentums standen Lügen und Falschaussagen. „Sie boten falsche Zeugen auf“, heißt es in der Passionsgeschichte bei Christus selbst und auch bei Stephanus, dem ersten Märtyrer, liest man in der Apostelgeschichte 6,13: „Und sie stellten falsche Zeugen auf...“ So ist es auch heute, vor allem in islamischen Ländern. Manche Lügen und falsche Zeugnisse geschehen aus Verblendung, wohlwollend betrachtet, oder aus Fanatismus, realistisch gesehen. Und oft trifft es Frauen, junge Mütter, die zu ihrem Glauben stehen und deswegen, wie Stephanus, gesteinigt oder ausgepeitscht werden.

Da ist Asia Bibi, eine vierzigjährige Mutter von fünf Kindern in Pakistan, die zum Tode verurteilt wurde, weil sie als Christin aus demselben Glas Wasser trank wie muslimische Frauen. Es war ein heißer Frühsommertag im Juni 2009, Asia Bibi arbeitete auf dem Feld und ging zum Brunnen, um dort etwas Wasser zu schöpfen und zu trinken. Am Brunnenrand steht ein Glas, aus dem sie trinkt und es dann mit einem Krug Wasser den anderen Feldarbeiterinnen reicht. Einige schreien auf, „haram, haram“ – unrein, unrein. Sie verfolgen Asia Bibi nach Hause, schlagen sie und zeigen sie bei Mullah Qari Muhammad Salam an. Der reicht die Anzeige an die Polizei weiter und an das Gericht in Nankana. Grundlage der Anzeige ist der Blasphemie-Artikel 295c des pakistanischen Strafrechts (Beleidigung des Propheten Mohammed). Das Gericht fällt das Urteil am 8. November 2010: Tod durch Erhängen wegen Gotteslästerung. Das Urteil ruft weltweit Empörung hervor. Dennoch kommt Asia Bibi ins Gefängnis, ehrenamtliche Anwälte legen Berufung ein. Aber erst vier Jahre später wird die Verhandlung darüber anberaumt

– und auf unbestimmte Zeit verschoben. Asia Bibi ist mittlerweile vier Jahre im Gefängnis, weil sie aus einem Glas getrunken hat, das auch Muslime benutzen. Offensichtlich warten die Richter darauf, dass der Fall in Vergessenheit gerät. Was die junge Mutter im Gefängnis durchmacht, ist nur als Martyrium zu beschreiben. Ist das der Islam, der in Europa so gern als friedfertig und barmherzig bezeichnet wird?

Noch mehr Willkür und Fanatismus erleidet die sudanesishe Christin und Ärztin Meriam. Sie wurde im Februar wegen „Abfall vom Islam“ zum Tod durch den Strang und wegen außerehelichen Geschlechtsverkehrs zu hundert Peitschenhieben verurteilt. Sie ist keine Konvertitin, denn sie war ihr ganzes Leben lang Christin. Aber ihr Vater ist Muslim, alles andere zählt nicht. Ihr Ehe-

mann, Daniel, ist Christ. Wegen des Glaubens ihres Vaters wird die Ehe nicht anerkannt und sie selbst des außerehelichen Verkehrs beschuldigt. Zum Zeitpunkt der Anklage war sie im 6. Monat schwanger, ihr Kind wurde ihr nach der Geburt weggenommen, so wie ihr erstes Kind, Martin, das jetzt zwei Jahre alt ist. Weil ihr Mann Christ ist, darf er sie nicht im Gefängnis besuchen und erhält auch nicht das Fürsorgerecht für die Kinder. Vermutlich ist wie so oft in solchen Fällen Neid der Nachbarn, Misstrauen wegen der guten Arbeit oder fanatischer Hass auf die Christen das wahre Motiv der Anklage. Denn Meriam und Daniel leben bereits seit mehreren Jahren als Mann und Frau in Khartoum. Eine internationale Initiative versucht mit einem Appell an die sudanesishe Regierung sowie an Botschaften in Khartoum und an die UNO das Leben der jungen Mutter

Rangliste:

1	Nordkorea	25	Kolumbien
2	Somalia	26	Jordanien
3	Syrien	27	Oman
4	Irak	28	Indien
5	Afganistan	29	Sri Lanka
6	Saudi-Arabien	30	Tunesien
7	Malediven	31	Bhutan
8	Pakistan	32	Algerien
9	Iran	33	Mali
10	Jemen	34	Palistinänsere Gebiete
11	Sudan	35	Vereinigte Arabische Emirate
12	Eritrea	36	Mauretanien
13	Libyen	37	China
14	Nigeria	38	Kuwait
15	Usbekistan	39	Kasachstan
16	Zentralafrikanische Republik	40	Malaysia
17	Äthiopien	41	Bahrain
18	Vietnam	42	Komoren
19	Katar	43	Kenia
20	Turkmenistan	44	Marokko
21	Laos	45	Tadschikistan
22	Ägypten	46	Dschibuti
23	Myanmar (Burma)	47	Indonesien
24	Brunei	48	Bangladesch

zu retten. Auch hier darf man sich fragen: Wo ist die Menschlichkeit des Islam?

Boko Haram in Nigeria wird in Europa gemeinhin als radikalislamische Sekte bezeichnet. In der Tat ist ihr barbarischer Radikalismus und Fanatismus mit dem Islam in Europa nicht vergleichbar. Aber er ist vergleichbar mit der Brutalität der Wahabiten in Saudi Arabien, mit dem Fanatismus in Pakistan oder im Sudan oder auch in Somalia, in Nordmali, in Libyen, im Iran und nicht zuletzt mit der Unmenschlichkeit islamistischer Gruppen in Syrien und im Irak. Die Weltkarte des Christen-Hasses zeigt, dass es sich bis auf Nordkorea, wo alle Gläubigen verfolgt werden, um islamische Länder handelt. Es sind Länder ohne Religionsfreiheit, ohne Toleranz. In diesen Ländern kämpfen die Christen, kämpft das Christentum ums Überleben, wie Papst Franziskus nach seiner Rückkehr aus Nahost bemerkte. Viel mehr kann der Vatikan heute kaum sagen, ohne die Christen in den islamischen Ländern zu gefährden. Man erinnere sich nur an das nüchterne Zitat, das Benedikt XVI. in seiner Regensburger Rede gebrauchte (siehe Kasten).

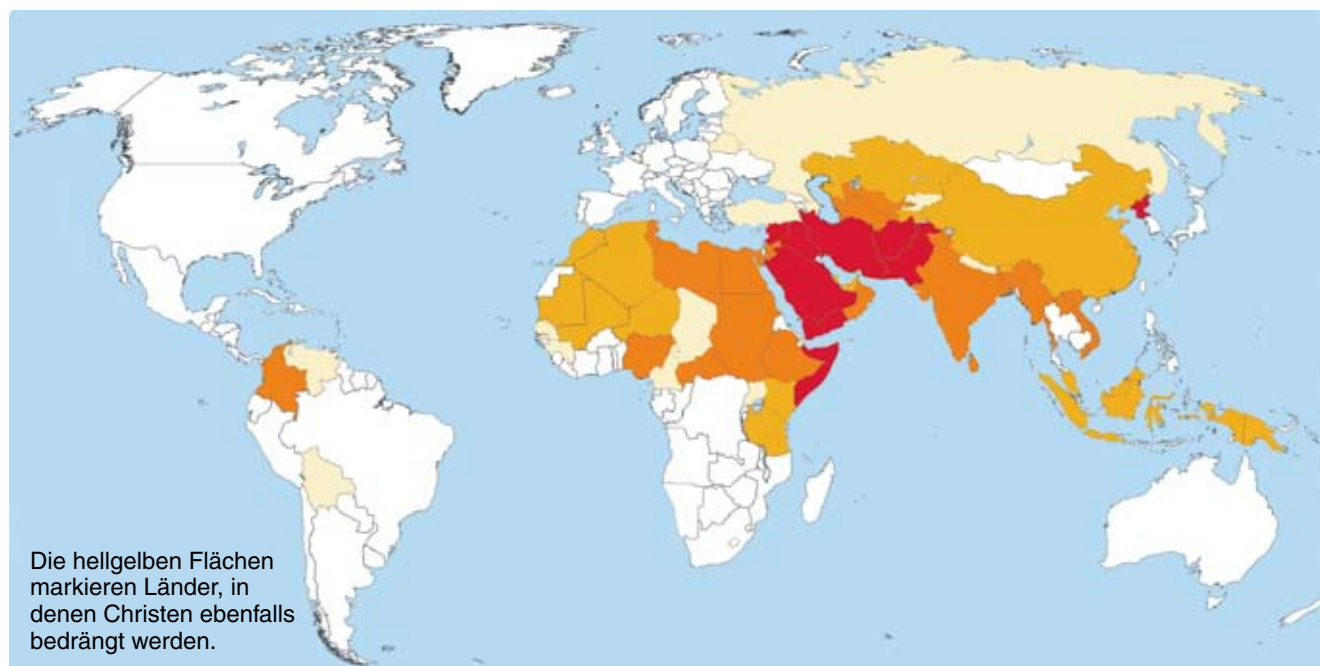
Auf das Schicksal der mehr als hundert Millionen verfolgten und bedrängten Christen wird in Europa

nur selten hingewiesen, und wenn, dann meist mit politisch korrekten Beschwichtigungen. Eine Ausnahme bildet der evangelische CDU-Politiker Volker Kauder. Er macht immer wieder auf die Lage der Kopten in Ägypten, der Christen im Irak, in Syrien und im Nahen Osten aufmerksam. Dafür bekam er Anfang Juni die höchste Auszeichnung des Vatikan für Laien, den Gregorius-Orden, verliehen. Zu den Beschwichtigungen gehören dann Verweise auf Grausamkeiten der Christen in der Geschichte, zum Beispiel die Kreuzzüge. Dabei wird fast immer der historische Kontext übersehen, zum Beispiel, dass den Kreuzzügen fast drei Jahrhunderte Raubzüge muslimischer Herrscher nach Europa vorausgingen. Raubzüge, bei denen Städte geplündert und gebrandschatzt und Millionen Christen massakriert oder in die Sklaverei verschleppt wurden, allein im Jahr 985 wurden 179.000 Christen versklavt, davon allein 70.000 aus Barcelona, wo die arabischen Horden die gesamte jüdische Bevölkerung auslöschten. Der ausgedehnte Sklavenhandel der Araber mit Christen ist immer noch ein Tabu-Thema. Es geht dabei nicht um das Aufrechnen von Opferzahlen, sondern um einen Schuldkomplex des Westens, der das Handeln und freie Denken gegenüber der islamischen Welt lähmt. Auf diesen Schuldkomplex hat der französi-

sche Orientalist Alexandre del Valle in einem neuen Buch hingewiesen. Er sieht darin einen Hauptgrund für den Niedergang des Abendlandes. Denn dieser Komplex vernebelt die Fragen „des europäischen Bürgers nach seiner eigenen Identität“. Diese Identität „ist christlich mit jüdischen und griechischen Wurzeln“, sie habe mit dem Islam nichts zu tun. Der Komplex – del Valle nennt ihn auch kollektive Depression – mache es der islamischen Propaganda leicht, die „Vergangenheit der Europäer zu verteufeln“ und die barbarischen Praktiken in islamischen Ländern zu verdrängen oder zu verharmlosen – und letztlich zu akzeptieren. Das ist eine Form der Selbstlüge und Selbstmanipulation. Ihr Preis ist die Freiheit. Denn unter dem falschen Etikett der Toleranz besteht die Gefahr, dass auch in Europa hier und da die Scharia toleriert oder gar in manchen Regionen eingeführt wird.

Was das bedeutet, zeigt zum Beispiel das Urlauberparadies Malediven. Die Inselrepublik im Indischen Ozean gehört zu den bevorzugten Reisezielen für Strandurlauber. Seit dem 27. April nun gilt auf den Inseln nahe dem Äquator die Scharia, das islamische Gesetz. Mit dem Inkrafttreten des neuen Gesetzbuches wurde auch die 1953 abgeschaffte Todesstrafe wieder eingeführt, bei

Wo Christen am stärksten verfolgt werden



bestimmten Delikten auch für Minderjährige. Denn uneingeschränkte Strafmündigkeit gilt bereits für zehnjährige Kinder. Bei bestimmten Delikten wie Diebstahl, Unzucht, Alkoholkonsum und Abfall vom Islam gilt die Strafmündigkeit sogar für siebenjährige Kinder. Damit droht nun auch Siebenjährigen die Todesstrafe, die dann mit Erreichen der Volljährigkeit exekutiert wird. Im Urlauberparadies ist der sunnitische Islam Staatsreligion. Kultfreiheit gibt es nicht. Wie in Saudi Arabien dürfen Nicht-Moslems keine religiösen Handlungen vornehmen. Die Einfuhr von religiösem Material anderer Religionen ist streng verboten.

Der Islam ist im Kern intolerant. Die Versuche, ihn von innen aufzuklären oder zu einer koexistenz-kompatiblen Religion zu machen, sind überall da gescheitert, wo er über die Mehrheit oder Macht verfügt. Ausgrenzung und Unterwerfung gehören zu seinem Selbstverständnis und sind im Koran auch leicht nachweisbar. Es darf niemanden wundern, dass die Organisation islamischer Staaten in den internationalen Gremien versucht, die Scharia völkerrechtlich salonfähig, das heißt allgemein staatsfähig zu machen. Weltweit sind die fundamentalistischen Strömungen im Vormarsch. Sie predigen eine Re-

ligion, die mehr mit faschistoiden Regimen und Diktaturen zu tun hat als mit freiheitlichen Demokratien. Die Verfolgung der Christen wird zunehmen an Intensität und Grausamkeit. Die Milizen der Boko Haram in Nigeria, der Shahib in Somalia oder der Al Kaida in Syrien und der Isis im Irak sind keine Einzelfälle. Natürlich, nicht alle Muslime sind Terroristen. Aber fast alle Terroristen sind Muslime. Es ist höchste Zeit für Europa und Amerika, sich zu besinnen und alte Komplexe abzulegen. Nicht um Krieg zu führen, sondern um Kriege zu vermeiden und die Präsenz des friedentiftenden Christentums im Nahen und Mittleren Osten zu wahren.

Toleranz kann keine geistige Einbahnstraße sein, dergestalt, dass man im Namen der Religion oder der Sitten andere gewähren lässt bis hin zur Verletzung elementarer Menschenrechte. Da die Intoleranz in islamischen Ländern sich in brutaler Gewalt gegen Andersgläubige, vor allem Christen entlädt, muss man sich fragen: Was würde passieren, wenn der Islam hierzulande zu bestimmen hätte? Würde dann die Scharia ohne Rücksicht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit, der Mutter aller Freiheiten, eingeführt? Wenn es bei einem freiheitlichen Gemeinwesen bleiben

soll, muss man allen etwas zumuten. Die Zumutung ist die andere Seite der Medaille namens Toleranz. Sie gehört zum Fundament des europäischen Erbes. Dieses Erbe ist kein Paket im Keller des europäischen Hauses, kein Relikt vergangener Zeiten. Es muss eingefordert werden, sonst wird es vermodern.

Ein Bischof in Damaskus beschreibt in einem Brief an das päpstliche Hilfswerk „Kirche in Not“, das sich weltweit, auch in islamischen Ländern besonders der verfolgten und bedrängten Christen annimmt, eine bewegende Szene: „Alltag in Damaskus – Ein Mädchen von sechs Jahren spielt mit ihrem kleinen Bruder Verstecken. Ein Heckenschütze schießt den Kleinen nieder. Seither sieht man das Mädchen auf dem Friedhof jeden Tag verzweifelt mit den Händen das Grab des kleinen Bruders aufreißen und hört sie weinend sagen: Komm heraus aus deinem Versteck, ich will nicht mehr spielen.“ Diese Szene hat hohen symbolischen Wert, den der Bischof vielleicht so gar nicht gesehen hat, als er die Szene beschrieb. Das Kind, die Zukunft, ruft nach dem Bruder, der die Vergangenheit personalisierte, als beide noch frei und ungezwungen spielen konnten. Es ist Zeit für die Brüder in Europa, aus dem Versteck zu kommen. □

„Nur Schlechtes und Inhumanes“

„In der von Professor Khoury herausgegebenen siebten Gesprächsrunde (διάλεξις – Kontroverse) kommt der Kaiser auf das Thema des Djihād, des heiligen Krieges zu sprechen. Der Kaiser wusste sicher, dass in Sure 2, 256 steht: Kein Zwang in Glaubenssachen – es ist eine der frühen Suren aus der Zeit, wie uns die Kenner sagen, in der Mohammed selbst noch machtlos und bedroht war. Aber der Kaiser kannte natürlich auch die im Koran niedergelegten – später entstandenen – Bestimmungen über den heiligen Krieg. Ohne sich auf Einzelheiten wie die unterschiedliche Behandlung von „Schriftbesitzern“ und „Ungläubigen“

einzulassen, wendet er sich in erstaunlich schroffer, uns überraschend schroffer Form ganz einfach mit der zentralen Frage nach dem Verhältnis von Religion und Gewalt überhaupt an seinen Gesprächspartner. Er sagt: „Zeig mir doch, was Mohammed Neues gebracht hat, und da wirst du nur Schlechtes und Inhumanes finden wie dies, dass er vorgeschrieben hat, den Glauben, den er predigte, durch das Schwert zu verbreiten.“ Der Kaiser begründet, nachdem er so zugeschlagen hat, dann eingehend, warum Glaubensverbreitung durch Gewalt widersinnig ist. Sie steht im Widerspruch zum Wesen Gottes und zum Wesen

der Seele. „Gott hat kein Gefallen am Blut“, sagt er, „und nicht vernunftgemäß, nicht „σὺν λόγῳ“ zu handeln, ist dem Wesen Gottes zuwider. Der Glaube ist Frucht der Seele, nicht des Körpers. Wer also jemanden zum Glauben führen will, braucht die Fähigkeit zur guten Rede und ein rechtes Denken, nicht aber Gewalt und Drohung ... Um eine vernünftige Seele zu überzeugen, braucht man nicht seinen Arm, nicht Schlagwerkzeuge noch sonst eines der Mittel, durch die man jemanden mit dem Tod bedrohen kann ...“.

Zitiert nach Libreria Editrice Vaticana, 2006

Warum wollen zu Mitbürgern gewordene Zuwanderer eine zweite Staatsbürgerschaft?

Nach den Plänen der Bundesregierung sollen in Deutschland geborene Kinder ausländischer Eltern die Möglichkeit bekommen auf Dauer zwei Pässe zu besitzen. Junge Leute aus Zuwandererfamilien dürfen, wenn sie in Deutschland geboren sind und bis zum 21. Geburtstag mindestens acht Jahre hier gelebt haben oder sechs Jahre lang eine Schule besucht haben, dauerhaft zwei Staatsangehörigkeiten haben (Augsburger Allgemeine Zeitung, 9.4.14).

Selbst wenn wir die komplizierten rechtlichen Probleme ausklammern, die mit den Rechten und Pflichten einer doppelten Staatsbürgerschaft zusammenhängen, bleiben Fragen, die mit der Forderung einer doppelten Staatsbürgerschaft zu tun haben.

Die Diskussion um die zweifache Staatsbürgerschaft bleibt vordergründig und oberflächlich, wenn wir die Gründe nicht erfahren, warum diese angestrebt wird. Schließlich müssten Regierung und Bürger eines Staates interessiert sein, warum jemand, der sich dauerhaft in einem Land ansiedelt, mit einem Bein noch in einem anderen Land stehen will.

Wenn jemand nach Deutschland kommt und hier auf Zeit arbeiten will, stellt sich das Problem der Staatsbür-

gerschaft nicht, er bleibt Gastarbeiter. Anders, wenn er sich hier niederlassen und Staatsbürger werden will. Dann, so möchte man annehmen, will er sich voll in die Gesellschaft integrieren. Er akzeptiert, was er hier vorfindet: die Verfassung mit ihrer Rechtsordnung, die Sprache als Mittel der Verständigung, die Kultur und das Wertesystem, die sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben. Diese Akzeptanz ist Grundlage und Voraussetzung für das friedliche Zusammenleben der Bürger. Wenn das Land, das diese Menschen aufnimmt, auch zur Heimat wird, dann wird sogar ein Patriotismus möglich, den man beispielsweise beim Sport beobachten kann, wenn die Athleten der Nationalmannschaft, die aus verschiedenen Ländern stammen,

die Nationalhymne mitsingen.

„Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder wird er den einen lieben und den anderen hassen oder er wird dem einen anhängen und den anderen verachten“, heißt es in der Schrift (Mt 6,24). Kann jemand zwei Staatsangehörigkeiten gerecht werden? Es ist im Interesse eines jeden Staates, auf die ungeteilte Loyalität seiner Mitbürger bauen zu können.

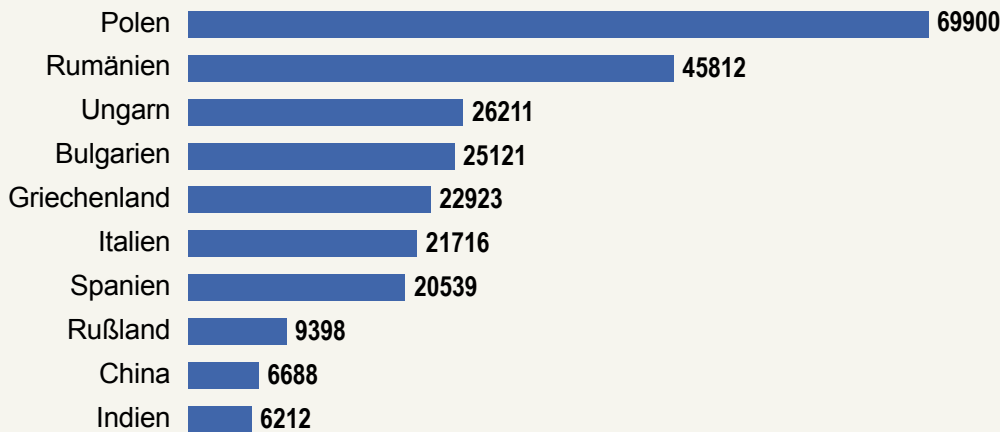
Die USA waren lange Zeit das klassische Einwanderungsland. Wer sich entschloss dorthin auszuwandern, der fühlte sich beim Anblick der Freiheitsstatue als Amerikaner und er war stolz darauf. Die USA haben



Woher kommt die neue Migration?

Die neue Migration nach Deutschland kommt in erster Linie aus Mittel- und Südosteuropa, erst in zweiter Linie auch aus den Krisenländern Südeuropas

Wichtigste Herkunftsländer der Netto-Zuwanderung (Zuzüge-Fortzüge) nach Deutschland 2012 (Wanderungsstatistik des Statistischen Bundesamtes)



Datenquelle: Bundesministerium des Innern (Hrsg.): Migrationsbericht 2012 (Migrationsbericht des Bundesamt für Migration und Flüchtlinge im Auftrag der Bundesregierung), Berlin 2014, S. 15

die volle Integrationsbereitschaft auch erwartet. Nach Israel kommen Juden aus der ganzen Welt. Sie kommen aus sehr verschiedenen Kulturen mit unterschiedlicher Sprache und fühlen sich dennoch als Israelis. Sie sind bereit, sich voll in den Staat Israel zu integrieren. Warum sagen viele Einwanderer nach Deutschland nicht, ich bin stolz ein Deutscher zu sein?

Deutschland ist aufgrund der demographischen Entwicklung zum Einwandererland geworden. Menschen fehlen in Betrieben, in Schulen, als Pflegekräfte ... Sie kommen in großer Zahl. Warum ist Deutschland für diejenigen, die eine doppelte Staatsbürgerschaft anstreben, nicht so attraktiv, dass sie sich hier voll integrieren wollen? Liegt es auch daran, dass diese Einwanderer den Eindruck haben, dass die Deutschen ihre eigene Kultur und Geschichte nicht mehr hoch schätzen, dass sie ihrer Gesellschaft keine Zukunft mehr geben? Eine Gesellschaft, die sich infrage stellt, ist nicht anziehend. Viele Deutsche schätzen ihre Kultur und Geschichte nicht mehr, weil sie sie nicht kennen. Diese Geschichte umfasst nicht nur die Jahre

zwischen 1933 bis 1945. Sie besteht beileibe nicht nur aus Kriegen. Sie hat dunkle, aber auch glänzende Seiten. Sie kann von großen künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Leistungen berichten. Wer weiß z.B., dass einmal weltweit die Fachbücher der Medizin in deutscher Sprache gelesen wurden, weil sie die Standardwerke waren? Die Deutschen kennen auch deswegen ihre Geschichte nicht mehr, weil sie in den Schulen z.T. durch Sozialkunde ersetzt wurde. So wird das Gedächtnis eines Volkes ausgelöscht, und die Menschen werden leichter manipulierbar. Die 68er Kulturrevolution hat auch hier ganze Arbeit geleistet.

Vielleicht wollen sich Ausländer aber auch in eine übersexualisierte Gesellschaft, in der Abtreibung als Frauenrecht gefordert wird und die mit Genderwahn bereits Kinder in Kindergarten und Volksschule indoktrinieren will, nicht integrieren. Auf eine Gesellschaft, in der die Menschen an jeder Kioskecke, in Illustrierten und Fernsehsendungen schamloser Sex anglotzt, geht man nicht zu, sondern wendet sich ab. Eine Gesellschaft, in der Ehe und Fa-

milie lächerlich gemacht werden und die dekadent ihrem Untergang entgegenstolpert, kann nicht attraktiv sein. Man kann gut verstehen, dass Medien und die Regierenden der Frage nicht weiter nachgehen, warum Ausländer, die sich hier niederlassen, ihre ursprüngliche Staatsangehörigkeit nicht aufgeben wollen. Es könnte ihre Mitschuld an der Ablehnung der Integrationsbereitschaft ans Licht kommen.

Das Bestreben, ursprüngliche Nichtbürger, die im Staatsgebiet leben, zu Bürgern zu machen, ist eine Maßnahme, die von weitblickenden Staatsmännern

in allen geschichtlichen Epochen praktiziert wurde. Ein bekanntes Beispiel dafür ist das Römische Reich. In den letzten Jahrhunderten des Imperium Romanum setzten umsichtige Kaiser ihre ganze Energie ein, die Menschen des Riesereiches zu inkultivieren und zu vollen Staatsbürgern zu machen. Die Bewohner von Gallien, Spanien, Britannien, Nordafrika bekamen die römische Staatsbürgerschaft mit der Chance, bis in die obersten Ränge aufzusteigen, selbst Kaiser zu werden. Unter dem spanischstämmigen Kaiser Trajan hatte das Römische Reich seine größte Ausdehnung.

Der bewegendste Nachruf auf das untergegangene Weströmische Reich stammt von Rutilius Namantianus. Er stammte aus dem gallischen Narbonne und brachte es in römischen Diensten bis zum Präfekten der Toskana und von Umbrien. Bevor er in seine Heimat zurückkehrte, schrieb er einen Hymnus auf Rom. Dort heißt es u.a.: „Du hast aus verschiedenen Stämmen eine Heimat gemacht, und wer ohne Gesetz war, der ist dir verpflichtet worden. Du hast Menschen in Bürger verwandelt und aus dem Erdball eine Stadt gemacht ...“ □

Den Applaus im Blick!

Der Chefredakteur Walter Roller der Augsburger Allgemeinen Zeitung (AZ) kritisiert in seinem Beitrag „Die nächste Wahl im Blick“ (22.5.14) die Politiker der CDU/SPD/CSU-Regierungskoalition. Er schreibt: „Politiker denken an die nächste Wahl, Staatsmänner an die kommende Generation ... wir haben zu viele Politiker und zu wenige Staatsmänner ... wenn es die Politik ernst meinte mit ihrer Verantwortung für nachfolgende Generationen, dann müsste sie in wirtschaftlich guten Zeiten wie diesen mehr Vorsorge für schlechtere Zeiten treffen und darauf achten, dass die jungen Leute eines Tages nicht über Gebühr mit Abgaben belastet werden. Dann müsste sie das Geld besser zusammenhalten, um mehr in die langfristige Sicherung des Wohlstands stecken zu können: Bildung, Forschung, Verkehrswege“.

Roller begründet seine Aussagen mit der Aufstockung der Mütterrente für vor 1992 geborene Kinder und der abschlagsfreien Rente mit 63. „Der Haken daran ist nur“, so Roller weiter, „dass diese Reform bis 2030 mindestens 170 Milliarden Euro kosten wird und alle Bemühungen, die rapide alternde deutsche Gesellschaft mit dem Gedanken an eine längere Lebensarbeitszeit vertraut zu machen, konterkariert“.

So weit so gut. Nur, denkt Roller wirklich an die nächste Generation? Für die Zukunftssicherung empfiehlt er ein mehr an Bildung, Forschung und Verkehrswegen. Dafür geschieht schon viel, wie die Ausgaben zeigen. Rollers Vorschläge können aber die Zukunft nicht retten, wenn unsere Gesellschaft immer weniger Kinder hat. Wir möchten Roller zurufen: Können Sie das eigentliche Problem nicht etwas konkreter benennen. Und das heißt: Armut an Kindern! Roller umschifft das Hauptproblem unserer Gesellschaft mit „rapide alternde Gesellschaft“, damit seine Aussage nicht zu hautnah wird und womöglich Leser der AZ verärgert. Er macht den selben Fehler, den er den Politikern vorwirft, nämlich den Applaus für seine Kommentierung der Situation zu suchen.

Das Problem, warum wir seit Jahrzehnten (!) immer weniger Kinder haben, würde eine Reihe von unliebsamen Fragen auf den Tisch bringen,

Auf dem Prüfstand

z.B. die nach den fehlenden Kindern durch die Massenabtreibung, die die AZ und andere Medien doch lieber nicht aufgreifen.

Es gibt nicht nur zu wenige Staatsmänner, die an die kommende Generation denken und zu viele Politiker, die nur die nächste Wahl im Auge haben. Es gibt auch zu viele Journalisten – „treffend benannt! verdeutscht würde es heißen Tagelöhner“ sagt Arthur Schopenhauer („Über Schriftstellerei und Stil“, S. 6) – die wohlfeil den Menschen nach dem Mund reden und zu wenige verantwortungsbewusste Medienleute, die dem Publikum die Wahrheit sagen, sei es gelegen oder ungelegen! *Hubert Gindert*

Der Mut zur ganzen Wahrheit ist gefragt!

Einen „Hinweis zum Empfang der Heiligen Kommunion an hohen Feiertagen wie Weihnachten und bei besonderen öffentlichen Anlässen, Trauungen oder Begräbnissen, bei denen neben „praktizierenden Katholiken auch kirchenferne Menschen und Nichtkatholiken an unseren Gottesdiensten teilnehmen“ hat der Generalvikar einer deutschen Diözese an die „Priester, Diakone und Gemeindeferenten“ gerichtet. Er stellt „die Frage, mit welchen Worten wir bei Messfeiern die Gläubigen zur Kommunion einladen und zugleich deutlich machen können, dass der Empfang des Leibes Christi den entsprechenden Glauben und eine angemessene Einstellung voraussetzt“. Der Generalvikar stellt in seinem Schreiben zwei mögliche Texte vor:

Der Erste, der in Messfeiern des Papstes verwendet wurde, lautet:

„Der Empfang der hl. Kommunion ist Ausdruck unserer innigsten Verei-

nigung mit Jesus Christus. Bei der Spendung der Kommunion wird jedem Gläubigen die hl. Hostie gezeigt mit den Worten: ‚Der Leib Christi‘. Wer zur Kommunion hinzutritt, muss dazu ehrlichen Herzens ‚Amen‘ sagen können: ‚Ja, ich glaube, in diesem Brot ist Christus selbst gegenwärtig‘.“

Im zweiten Text lautet die entsprechende Passage:

„Die Einladung zur Kommunion gilt allen, die den Glauben an die Wirklichkeit der Gegenwart Christi teilen. Wer nicht in diesem Glauben lebt oder für wen das Bekenntnis zu der Gemeinschaft mit Christus und seiner Kirche unredlich wäre, soll zum eucharistischen Mahl nicht hinzutreten.“

„Beide Texte sind vor allem für die Menschen gedacht, die selten am Gottesdienst der Gemeinde teilnehmen oder nicht der katholischen Kirche angehören.“

Die katholische Kirche regelt die Voraussetzungen für den Empfang der hl. Kommunion durch Zugehörigkeit zur katholischen Kirche (Ziff.1400, KKK) und durch den entsprechenden Gnadenstand (Ziff.1415, KKK). Es heißt dort: „Wer Christus in der eucharistischen Kommunion empfangen will, muss im Stande der Gnade sein. Falls jemand sich bewusst ist, dass er eine Todsünde begangen hat, darf er die Eucharistie nicht empfangen, ohne vorher im Bußsakrament die Lossprechung empfangen zu haben.“

„Die aus der Reformation hervorgegangenen, von der katholischen Kirche getrennten kirchlichen Gemeinschaften haben „vor allem wegen des Fehlens des Weihesakramentes die ursprüngliche und vollständige Wirklichkeit des eucharistischen Mysteriums nicht bewahrt“ (UR22). Aus diesem Grund ist für die katholische Kirche die Eucharistische Interkommunion mit diesen Gemeinschaften nicht möglich.“ (Ziff.1400, KKK)

Die Vertreter der Kirche sollten den Mut haben, bei den o.a. Anlässen beide Voraussetzungen klar zu benennen und nicht aus ökumenischer Rücksicht zu verschweigen.

Hubert Gindert

Was werden sie den Gläubigen sagen?

Jesus kam in die Welt, um den ursprünglich gottgewollten Zustand für die Menschen wieder herzustellen. Das gilt auch für die Beziehung von Mann und Frau in der Ehe. Die Frage von Scheidung und Wiederverheiratung war auch in der Zeit Jesu ein wichtiges Thema. Die Bestürzung der Jünger war groß, als Jesus den Scheidebrief von Moses nicht anerkannte: „Am Anfang war es nicht so“.

Damit wir uns richtig verstehen, wenn wir von geschiedenen Wiederverheirateten sprechen, meinen wir solche Fälle, bei denen eine gültig geschlossene, also weiterbestehende Ehe, d.h. kein Annulierungsgrund, vorliegt. Es handelt sich inzwischen um ein Massenphänomen in Deutschland: Etwa jede dritte Ehe wird geschieden. 2012 waren es 149.147 Scheidungen. Im gleichen Jahr waren 143.022 minderjährige Kinder von der Scheidung ihrer Eltern betroffen.

Jesus zeigte gegenüber Sündern große Barmherzigkeit. An der Wiederherstellung der gottgewollten Ordnung ließ er aber nicht rütteln. Das wiederholt gesprochene: „Geh hin und sündige nicht mehr!“ hieß nicht, dass der bisherige Zustand

„normalisiert oder gerecht“ gemacht wurde. Darauf laufen aber heute in der Frage der geschiedenen Wiederverheirateten Vorstöße hinaus, so, wenn der Trierer Bischof Ackermann in einem Interview mit der „Mainzer Allgemeinen“ (6.2.14) die gängigen Urteile über die Lehre der Kirche in dieser Frage aufgreift („Verbotsmoral“, „nicht zeitgemäß“, „nicht haltbar“) und sich dafür ausspricht, geschiedene Wiederverheiratete zu den Sakramenten zuzulassen. Kardinal Marx spricht sich für eine Bußzeit und danach für eine Wiedenzulassung zu den Sakramenten aus.

Es ist ein Ruhmesblatt der katholischen Kirche, dass sie in ihrer 2000jährigen Geschichte nie Pressionen nach Anerkennung einer Zweitehe nachgegeben hat, weder im Mittelalter, noch im 16. Jahrhundert gegenüber Heinrich VIII.. Auch keine Bischofssynode 2014 und 2015 kann vom Wort Jesu abgehen.

Scheidungen haben mit nichtbewältigten Eheproblemen zu tun. Das hängt vielfach mit der fehlenden Bereitschaft der Ehepartner zu Opfer und Verzicht zusammen. Wer aber als Christ leben will, für den gilt das Wort Jesu: „Wer mein Jünger sein will, der nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach“. Opfer, Verzicht und Kreuz tragen sind

in einer Spaßgesellschaft Tabuthemen. Leider sind auch in der Kirche Kreuztragen, Opfer und Verzicht seltene Themen geworden.

Die Katholische Kirche hat nie behauptet, sie sei eine Kirche der Heiligen. Sie ist eine Kirche der Sünder, in der es auch Heilige gibt. Sünder müssen mit Brüchen in ihrer Biographie leben. Auch geschiedene Wiederverheiratete leben mit Brüchen. Es gibt auch im sonstigen Leben Brüche und Defizite, mit denen Menschen zurechtkommen müssen. Wenn ein Bein amputiert ist, dann nützt es wenig, wenn ein Arzt unversehrte körperliche Gesundheit attestiert. Besser wäre es, wenn der Arzt dem Patienten helfen würde, mit einer Prothese sein Leben zu meistern. Geschiedene Wiederverheiratete bleiben Mitglieder der Kirche und brauchen seelsorgerliche Begleitung und Zuwendung. Was sie nicht verlangen können ist, dass ihr Zustand im Sinne des Evangeliums als richtig und gut geordnet erklärt wird.

Was aber werden jene Bischöfe, die aus Mangel an Mut den Gläubigen nicht die Wahrheit sagen und sogar die Möglichkeit einer Änderung andeuten, erklären, wenn das erneute Festhalten der Kirche am Wort Christi aus Rom eintreffen wird?

Hubert Gindert



Katholisches Wort in die Zeit

DER FELS

www.der-fels.de

Liebe Leser!

Wir bitten dringend um Spenden für den Fels

Unsere Zeit braucht ein klares Wort der Orientierung und Ermutigung im Glauben – das katholische Wort.

Unterstützen Sie uns weiter, damit wir unser Bemühen mit dem FELS fortsetzen können.

Recht herzlichen Dank

Ihre Fels-Redaktion

Fels-Verein e.V., Auslieferung, Postfach 11 16, 86912 Kaufering
DPAG, Postvertriebsstück, Entgelt bezahlt, 04215

XXXXXXX ← Bitte Beziehernummer
des „FELS“ (ist auf dem
Adressticket) bei der
Überweisung angeben

Frau Mustermann
Musterstraße 1
12345 Musterstadt

**Konto Fels e.V., Landsberg-Ammersee Bank eG, IBAN DE46 7009 1600 0005 1475 22
BIC GENODEF1DSS. Weitere Banken siehe Impressum Seite 223**

Schlechtes Zeichen: Nur leises Grummeln ...

Anlässlich der Europawahlen und der Kandidatur von Martin Schulz für das Amt des Kommissionspräsidenten erinnerte Prof. Robert Spaemann in einem Schreiben an die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ (5.6.2014) an die Rolle von Schulz bei der Ablehnung Rocco Buttigliones als europäischen Kommissar und an die Bedeutung dieses Vorgangs für den Geist, der in den Europa-Institutionen herrschen soll.

(...) Ich will hier nicht seine [d.h. Schulzens] Forderung nach Beseitigung religiöser Symbole in der Öffentlichkeit diskutieren, Gravierender ist nach wie vor seine Rolle im Zusammenhang mit der Causa Buttiglione. Buttiglione war seinerzeit italienischer Innenminister und von Italien vorgeschlagen für das Amt eines europäischen Kommissars für Inneres und Justiz. In der Anhörung des Kandidaten stellte Martin Schulz die Gretchenfrage: Wie hältst du es mit der Homosexualität? Buttiglione antwortete, dass nach seinem Rechtsverständnis Menschen nicht wegen sexueller Abweichung von Staats wegen diskriminiert und benachteiligt werden dürften und dass er sein Verständnis von Rechtsstaatlichkeit insbesondere an Kant orientiere. Damit war die Frage beantwortet, aber nicht für Schulz, der nachhakte mit der weiteren Frage, wie der Kandidat privat und persönlich über den homosexuelle Way of Life denke.

Buttiglione machte den Fehler, auf diese ungehörige, den Gesinnungstypen offenbarende Frage überhaupt zu antworten, und zwar ehrlich, ohne Umschweife. Er persönlich halte praktizierte Homosexualität für einen falschen Weg, für das also, was Gläubige „Sünde“ nennen (von dem Wort „Sünde“ hat er sich übrigens nachträglich distanziert). Aber der Staat sei nicht dazu da, Gesinnungen vorzuschreiben und moralische Gebote zu exekutieren. Buttiglione berief sich für seine Auffassung unter anderem auf den nachkonziliaren Katechismus der katholischen Kirche. Damit hatte Schulz sein Ziel erreicht. Die in Europa sich anbahnende Gesinnungsdiktatur feierte ihren ersten Triumph. Überholt war die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen, in der es heißt: „Jeder hat das Recht auf Gedanken-, Gewissens- und Religionsfreiheit.“ Es ist das wichtigste Kennzeichen des Totalitarismus, dass ihm der Gehorsam gegen die Gesetze nicht genügt, sondern dass er die richtige, das heißt politische korrekte Gesinnung verlangt. Gedankenfreiheit nur noch für richtige Gedanken.

Zeit im Spektrum

Die Gründungsväter Europas, Konrad Adenauer, Robert Schuman, Alcide De Gasperi, Charles de Gaulle, sämtlich praktizierende Katholiken, würden vor dem Gesinnungstribunal von Martin Schulz keine Gnade finden. Seit dem Sturz Buttigliones kann ich mich nicht mehr als Bürger meines Landes und Europas fühlen und verstehen, sondern nur noch, wie es der christliche Glaube verlangt, als loyaler Untertan. Bürger kann ich nicht sein in einem Gemeinwesen, dass es mir auf Grund meines Glaubens verwehrt, in diesem Amt ein hohes Amt zu bekleiden.

Dass unter Katholiken und zahlreichen Protestanten kein Schrei der Entrüstung laut wurde, sondern allenfalls leises Grummeln, lässt für die Zukunft Europas Schlimmes befürchten. (...)

„Wir fordern Freiheit“ – Gegen die Diktatur des Relativismus

„Bildungsplan 2015: Abschied von der Humanität – Eine Argumentationshilfe“. – So der Titel eines Kommentars zum Bildungsplan der rot-grünen Landesregierung von Baden-Württemberg im „Informationsbrief“ der evangelischen Bekenntnisbewegung „Kein anderes Evangelium“ (Nr.285, Juni 2014; Mehlbaumstr.148, D-72458 Albstadt). Der Verfasser Johannes Frey schreibt darin u.a.:

(...)Der Bildungsplan 2015 schmückt sich wie die gesamte Gender-Ideologie mit dem Ehrentitel der Toleranz. In Wahrheit aber verbirgt sich dahinter nackte Intoleranz. Eine Meinung wird vorgegeben. Wer anders denkt, wird diskriminiert. Unsere Kinder sollen nicht über alle biologischen, soziologischen und ökonomischen Aspekte der Geschlechtlichkeit und der verschiedenen Lebensformen und sexuellen Orientie-

rungen einschließlich aller Risiken und Nebenwirkungen informiert und so zu einem sachlich begründeten Urteil befähigt werden, sondern sie sollen zur Akzeptanz aller sexuellen Orientierungen und Lebensformen erzogen werden.

Die eigenverantwortliche Stellungnahme dazu, die freie Entscheidung dafür oder dagegen, wird gerade nicht angestrebt. Wo aber nur noch zum Ja-Sagen erzogen wird und das Nein-Sagen verboten ist, da ist das Ziel nicht mehr der freie, selbstverantwortliche Mensch, sondern der gehorsame Untertan, der nur noch nachspricht, was von oben vorgegeben wird. (...)

Wir schätzen alle Menschen, gleich welchen Glaubens, welcher Rasse, politischen Einstellung, sexueller Orientierung usw. gleich wert. Eine andere Sache ist dagegen die Frage nach der Bewertung der verschiedenen Verhaltensweisen. Da machen wir sehr wohl Unterschiede.

Es gibt akzeptable Verhaltensweisen und es gibt inakzeptable Verhaltensweisen. Keine Verhaltensweise ist schon deswegen akzeptabel, weil sie vorhanden ist. Im Gegenteil. Die Verantwortung des Menschen besteht gerade in der sittlichen Bewertung der unterschiedlichen Verhaltensweisen.

Die Kriterien dazu werden in einer offenen Gesellschaft immer umstritten sein. (...) Allerdings ist jedes soziale System darauf angewiesen, dass gesellschaftlich erwünschte Verhaltensweisen gegenüber unerwünschten bevorzugt werden. Wer sich gemeinschaftsfördernd verhält, wird bevorzugt gegenüber dem, der sich gemeinschaftsschädlich verhält.

Und so muss es erlaubt sein zu fragen, ob es für unsere Gesellschaft förderlicher ist, Kinder zu bekommen, oder ob es förderlicher ist, keine Kinder zu bekommen (...)

Wir sollten uns nicht entschuldigen, wenn wir an der Gender-Ideologie Kritik üben. Wir sollten vielmehr die grundgesetzlich garantierte Freiheit der Meinung, die Freiheit der Rede, die Freiheit der religiösen und weltanschaulichen Überzeugung genau so für uns in Anspruch nehmen, wie andere das auch tun.

Wir sollten uns nicht durch Totschlagvokabeln wie Diskriminierung, Intoleranz, Verhetzung, rechte Gesinnung, usw. mundtot machen lassen. Wer auf solche Diffamierung zurückgreift, zeigt damit nur, dass ihm die Argumente fehlen.

Wir sollten uns vielmehr der Stärke unserer Argumente bewusst sein und von allen, die unsere Position nicht teilen, verlangen, dass sie sich einer rational argumentativen Auseinandersetzung stellen – ohne Diffamierung und ohne

Diskreditierung und ohne Denkverbote. Wer dazu nicht bereit ist, diskreditiert sich selbst.

(Anm. der Fels-Redaktion: Zu klären ist in diesem Sinne natürlich auch die pädagogische Frage, ob und wann die oben angeführten Informationen für Kinder angebracht sind)

Wall und Einhalt von innen

Zum Herz-Jesu-Fest (27.6.2014) brachte „Kirche heute“ Gedanken von Erzbischof em. Karl Braun über „Die aktuelle Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung“ („Kirche heute“ 6/2014, S. 8 f; Postfach 1406, D-84498 Altötting). Der Erzbischof nennt darin drei aktuelle Anliegen: 1. Säkularismus, Relativismus und Atheismus, 2. Die Zukunft der Menschheit, 3. Erneuerung der Kirche. Zum ersten Anliegen schreibt er:

Zu den ernstesten Zeichen unserer Zeit zählen der Säkularismus: Welt- und Diesseitsfixierung; der Relativismus: es gibt keine allgemeinverbindliche Wahrheit, alles ist gleich richtig, gleich wahr und gleich gut, alles ist relativ; und der Atheismus: aggressive Gottesleugnung und Gottfeindlichkeit. Sie betreiben den gewaltsamen Umsturz der Ordnung, die vom Schöpfer zum Besten der Menschen gegeben ist. Letzten Endes haben sie es darauf abgesehen, den christlichen Glauben vollständig auszurotten und, wenn es möglich wäre, Gott den Herrn selber aus der Welt zu schaffen. Die genannten „Pseudoreligionen“ versprechen den Menschen Freiheit und Glück durch die Missachtung der Gebote Gottes. Sie verheißten uns eine heile Welt, in der Gott nicht vorkommt, eine perfekte, vom Menschen in eigener Selbstherrlichkeit geplante und durchorganisierte Gesellschaft – im Zeichen erkaltender Liebe (vgl. Mt 24,12).

Die Verehrung des Herzens Jesu kann einen Wall errichten und dazu beitragen, den vordringenden gottfeindlichen Mächten von innen her Einhalt zu gebieten und die Menschen zur Liebe Gottes zurückzuführen – zurückzuführen an sein Herz.

Einladung zum „Marsch für das Leben“

„Mit Christus Brücken bauen“ war das Motto des Katholikentages in Regensburg. In diesem Sinne fand dort auch eine Diskussion mit Vertretern des Vereins „Donum vitae“ statt, der an der vom Papst verworfenen Schwangeren-

schaftskonfliktberatung mit Ausstellung des Beratungsscheins festhält. Martin Lohmann, Vorsitzender des Bundesverbandes für das Leben, lud die „Donum vitae“-Vertreter dabei zur Beteiligung am „Marsch für das Leben“ ein. In einem Gespräch mit der „Tagespost“ (2.6.2014, S.10) sagte er dazu:

(...) Ich halte den Scheinweg aus den bekannten Gründen für falsch. Aber ich habe dennoch in aller Fairness das Gespräch mit Frau Waschbüsch gesucht und nicht nur sie, die Vorsitzende von „Donum vitae“, sondern alle Menschen guten Willens zum „Marsch für das Leben“ eingeladen. Denn was hindert uns daran, zumal als Christen, gemeinsam das wichtige Anliegen für ein Europa ohne Abtreibung und Euthanasie in die Öffentlichkeit zu tragen? Es wird doch immer wieder betont, dass wir alle für das Leben und sein Recht kämpfen. Also: Zeigen wir das gemeinsam mitten in unserer Gesellschaft. Sollte das gemeinsame Zeugnis jetzt noch nicht möglich sein und scheitern, müsste ich das respektieren. Aber das Ziel bleibt. Ich möchte, dass wir gemeinsam mitten in unserer Hauptstadt bezeugen: Wir wollen das Ja zum Leben und das Nein zur Tötung. Tötung ist nie eine „Lösung“. Daher brauchen wir das gemeinsame Zeugnis für das Leben.

Einer der mutigsten Journalisten, die Deutschland je hatte

Aus Anlass des 80. Jahrestages seiner Ermordung im KZ Dachau am 30. Juni 1934 erinnerte das PUR-Magazin an den Publizisten Fritz Michael Gerlich,



der über Therese Neumann von Konnersreuth zum katholischen Glauben kam, dann mit seiner Wochenzeitung „Der gerade Weg“ mahnend, warnend und allen Bedrohungen trotzend seinen Zeitgenossen bis zuletzt das wahre Wesen des Nationalsozialismus vor Augen hielt und schließlich, um seine Mitarbeiter vor Rache zu schützen, Möglichkeiten zur Flucht ausschlug, vor den neuen Machthabern persönlich für sein Wirken eintrat und mit seinem Leben bezahlte (Bernhard Müller, „Mahner gegen Hitler – Kämpfer für die Wahrheit“, PUR-Magazin 6/2014, S. 12 ff; Hauptstr.22, D-88353 Kisslegg; www.pur-magazin.de). Bernhard Müller schließt seinen Beitrag über Gerlich, einen Mann mit Ecken und Kanten, so:

Gerlich war als Nazi-Gefangener bereits ständigen Misshandlungen ausgesetzt. Bei Verhören knallten seine Schergen immer wieder einen Revolver auf den Tisch und forderten den blutig geschlagenen Widerstandskämpfer auf: „Erschieß Dich selber, Du Nichtsnutz, Du!“ Doch Gerlich betete und antwortete auf diese Aufforderung jedes Mal: „Ich weigere mich, mich selbst zu erschießen. Ich bin Katholik.“

Am 30. Juni 1934 „erledigten“ die Nazis den Mord dann selbst. Gerlich starb als einer der mutigsten Journalisten, die Deutschland je hatte. Dass seine Zunft, die ansonsten keinen Gedenktag des Nazi-Widerstandes zu vergessen scheint, sich seiner nicht erinnern will, liegt vielleicht dran, dass eine mystische und spirituelle Erfahrung ihm die Kraft und die Motivation dazu gab, Hitler frühzeitig zu durchschauen. Der Glaube hatte ihn hellsehtig gemacht. Kurz vor seiner Verhaftung stellte Gerlich seinem Verleger Johannes Steiner eine Frage, auf die er gleich selber die Antwort gab: „Doktor, wer war der erste Mensch, der pfeilgerade in den Himmel kam? – Der rechte Schächer. Und wem ist der Herr gleich nach seiner Auferstehung erschienen? – Maria Magdalena. – Beide waren große Sünder. So wird er sicher auch mir, wie ich hoffe, wohl gnädig sein.“

(Siehe dazu auch: „Ich hab gewarnt – hart genug und klar! – Dr. Fritz Michael Gerlich und der »Gerade Weg«“, in DER FELS 9/1974, S. 272 ff)

„Geht in die Redaktionsstuben der Zeitungen und in die Funkhäuser ... Helft mit, dass die Medien sich der Wahrheit verpflichtet wissen ... Der Münchener Publizist Fritz Michael Gerlich ... ist für mich in dieser Hinsicht ein großes Vorbild“ – So Bischof Rudolf Voderholzer (Seite 198 dieses Heftes).

Erläuterung zum Titelbild



Die Miniaturmalerei aus einem Stundenbuch zeigt den hl. Christopherus, einen der vierzehn Nothelfer, besonders Patron der Schiffsleute. Es dürfte in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts gemalt worden sein.

Es schaut so aus, als würde ein von einer dünnen Profilleisten gerahmtes Bild auf einer Tapetenwand hängen. Diese Tapete zeigt ein Rankwerk aus Akantus, beblätterten Blumenzweigen und Basiliken. Das Bild hängt zwischen vier dieser Fabelwesen, zwei mit tierischem, zwei mit menschlichem Antlitz. Diese bedrohen das Wunder, welches hier zu sehen ist:

Reprobis – so hieß Christopherus, der Christusträger, vor der Taufe – trägt ein Kind durch die Fluten. Sein Gewand hat die Trini-

tätsfarben blau, rot und grün. Es ist ein dramatischer Augenblick dargestellt: Es muss stürmisch sein, denn der Umhang des Christopherus ist hochgeweht und die Schiffe auf dem Fluss haben geblähte Segel. Das Kind lastet so schwer auf den Schultern des Christopherus, dass sich sein kräftiger Stab leicht durchbiegt. Diesen Stab wird er nach diesem dramatischen Ereignis in den Boden stecken und er wird Blätter und Früchte tragen. Der Rücken des Kindes ist gekrümmt, als wolle es auf den Träger drücken. Dieser schaut furchtsam zum Kind auf, denn er hat Angst, wegen dieser Last in den Fluten zu ertrinken. Weiter klärt die „Legenda aurea“ auch über den Einsiedler vor seinem Kirchlein am linken Ufer auf. Dieser empfahl Christopherus, der nur dem Höchsten dienen wollte, Menschen durch den Fluss zu tragen.

So sind hier auch zwei Lebensweisen zu sehen, wie man Gott dienen kann: einmal mit einem kontemplativen, zum andern mit einem aktiven Leben. Der Einsiedler meditiert über dem Psalter in einem durch einen Zaun von der Welt abgeschlossenen Gärtlein. Christopherus hilft in der Welt Menschen, über den Fluss zu kommen. A.E

Veranstaltungen

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Mainz:

Marienwallfahrt in Bodenheim (Rheinhessen) am **Sonntag, 6. Juli 2014** anlässlich des Festes „Maria Heimsuchung“. Um 9.30 Uhr ab Pfarrkirche Prozession zur Gnadenkapelle „Maria-Oberndorf“. Dort Hl. Messe, Zelebrant ist H.H. Generalvikar Dietmar Giebelmann, Mainz. Danach Sakramentsprozession zurück zur Pfarrkirche. Nachmittags um 14.30 Uhr Vesper mit Predigt von H.H. Pater Rektor Alban Siegling vom Kloster Maria Schutz. Hinweise: 06725-4556

Berichtigung zu „Antonius und andere Heilige“, Fels 6/2014 S. 176:

Der Gedenktag des hl. Antonius ist nicht der 19. Juni, sondern der 23. Juni. Das Bild, S. 177 rechts gibt nicht die Basilika Santa Giustiana, sondern die Antoniusbasilika wieder.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juli 2014

1. Für Geschwisterlichkeit und menschliche Größe im Sport
2. Für die Gläubigen in ihrem Einsatz für das Evangelium, gerade in den ärmsten Gebieten

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.,

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

KontoNr.: 2 493 378, BLZ: 55 000 IBAN: AT72 5500 0000 0249 3378 BIC: SLHYAT2S

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Heinz Froitzheim
Postfach 11 08
84495 Altötting
- Dom Wilhelm van Lier
Benediktiner-Priorat Gräfinthal
66399 Mandelbachtal
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Prof. Dr. Konrad Löw
Kirchenstr. 17
82065 Baierbronn
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A
82346 Andechs

Jugendseelsorger Wensch: „Wer ist wie Gott?“

In der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 tobte in Deutschland ein heftiger Kampf um die Jugend, denn „wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft.“ Daher kam jeder erfolgreiche Jugendseelsorger zwangsläufig in Konflikt mit der Geheimen Staatspolizei (Gestapo). Auch der Dresdner Diözesanjugendseelsorger Dr. Bernhard Wensch wurde von den Nazis beobachtet, dann verhaftet und schließlich im KZ ermordet.

Bernhard Wensch wurde am 7.7.1908 in Berlin geboren. Während seiner Gymnasialzeit in Dresden war er in der katholischen Jugendbewegung aktiv und er wurde auch Gruppenführer im Bund Neudeutschland. 1930 wurde er in Innsbruck zum Doktor der Philosophie promoviert. 1934 wurde er im Dom zu Bautzen zum Priester der Diözese Dresden – Meißen geweiht. 1937 – zu einer Zeit, als die katholischen Jugendverbände mehr und mehr verboten wurden – ernannte ihn Bischof Legge zum Diözesanjugendseelsorger der Diözese Dresden-Meißen. Bernhard Wensch war sofort mit großem Engagement in der ganzen Diözese unterwegs, um die Jugendlichen vor den Einflüssen der so genannten Hitlerjugend zu bewahren und sie stattdessen für Christus zu begeistern. Wenn die katholische Jugend Sachsens dem nationalen Blendwerk der Nazis weitgehend widerstand, so war dies vor allem ein Verdienst von Dr. Bernhard Wensch. In seinem Namen verfass-

ten die Jugendlichen Rundbriefe, in denen sie von ihren eigentlich verbotenen Zusammenkünften berichteten und sich gegenseitig im Glauben bestärkten. Ein solcher Rundbrief fiel der Gestapo in die Hände. Dieses Schriftstück führte sofort zur Verhaftung von Dr. Wensch. In diesem Rundbrief hatte sich Wensch nämlich von der lauten Nazi-Propaganda indirekt abgegrenzt und geschrieben: „Sorgen wir dafür, dass wir nicht taub werden, wenn uns die Ohren gellen , damit unser junges Leben ein Echo sei des Engelrufes „Wer ist wie Gott?““ Mit diesem Ruf stand den damals sehr bibelkundigen Jugendlichen der Kampf zwischen Erzengel Michael und Satan vor Augen.

Die Kirche als unbesiegbare Erzengel und die Nationalsozialisten als Satan? Das duldeten die Nazis nicht. Wensch kam über das Polizeigefängnis Dresden und das KZ Oranienburg schließlich in das KZ Dachau, wo ihn seine gefangenen Mitbrüder aus Dresden herzlich begrüßten. Bei den oft sehr peinlichen Verhören war es die Hauptsorge von Wensch, ja niemanden zu verraten. Während der schweren Arbeit auf der Kräuterplantage betete er ständig leise für die Jugendlichen seiner Diözese.

Als 1942 im Lager die Ruhr und der Hungertyphus ausbrachen, kam auch der todkranke Bernhard Wensch in den Krankenblock. Sein Mitbruder Hermann Scheipers erzählt: „Eines Abends kam Bernhard heimlich in der Dunkelheit an den Stacheldraht des Invalidenblocks und brachte mir das Kostbarste, das er verschenken konnte, seine Tagesration von vier Scheiben Brot. Wer je bei schwerer Arbeit und Durchfall-Erkrankung nur von Wassersuppen leben musste, weiß, was das bedeutete. Ich hätte das Brot damals nicht annehmen dürfen. Aber ich ahnte nicht, wie schlimm es um meinen Mitbruder stand. Er schenkte mir sein Brot damit ich überlebe. Er selbst starb wenige Tage später. Die-



Dr. Bernhard Wensch

se Liebestat des Brotschenkens steht für mich in direktem Zusammenhang mit dem, was Christus für uns tat in seiner Hingabe am Abend vor seinem Tod.“ Bernhard Wensch hat in seinem Inneren das Leiden Christi angenommen und nachvollzogen, so dass es fruchtbar werden konnte. Unsere heutigen Jugendseelsorger müssen gegen einen anderen Ungeist der Zeit kämpfen: Das ist die Genderideologie. Sie riskieren kein KZ, sondern Spott und Hohn. Sie werden dennoch siegen. *Eduard Werner*